



Ahn und Enkel.

Eine Erzählung aus dem Bairischen Hochgebirge von

German Schmid.

Original-Zeichnungen von G. Dfsterdinger.

(Schluß.)

seiner ganzen Stärke vom Gebirge herab in die Thäler gestiegen. Der Schnee lag fußtief an den erhabneren Stellen, in den Niederungen hatten sich haustiefe Gewinde gebildet: ein starker Raufrost hatte Bäche und Seen in starre Fesseln geschlagen und die Decke des Schnees gehärtet, daß man wie auf ebnem Boden und ohne Schneereifen darüber wegschreiten konnte.

Manche Wasser waren zugefroren, von denen die ältesten Leute sich nicht erinnern konnten, sie jemals in diesem Zustande gesehen zu haben, und wer durch den sonst so lebendigen Hochwald ging, hörte nichts als hie und da das heifere Geträcz eines Nahrung suchenden Rabenschwarms, das Gebell friender Füchse, die der Hunger aus ihrem Bau trieb, oder das fernen Schüssen gleichende Krachen der Bäume, die vom Froste zersprengt unter der über-großen Schneelast zusammenbrachen.

Der heilige Abend war der kälteste von allen. Wer nicht mußte, der blieb in der Stube am heißen Ofen sitzen; das ganze Thal sah deshalb wie ausgestorben aus, und der dichte Rauch, der aus den Schornsteinen allerwärts in den blaugrauen Himmel emporwirbelte, war das einzige Lebende und Beweg-

liche in dem ungeheuern Bilde der Erstarrung und des Todes.

Das Gemälde wurde noch düsterer, als die Sonne hinter die Berge trat und diese nun ihren riesigen Schatten herabwarfen in's Thal; sie glänzten nicht, denn die Sonne war draußen in der Ebene hinter undurchdringlichen Wolken glanzlos hinabgegangen; rasch zerrannen ihre Umrisse in allgemeiner Dämmerung und dann in vollständigem Dunkel, das nur von dem mattweißen Schein der Schneeflächen ein wenig erhellt wurde.

Auch im Hause des Bergbauern waren um diese Zeit alle Bewohner in der großen Stube des Erdgeschosses versammelt; die Arbeit war früher beendet und das Abendessen eingenommen worden, und nun saß Alles in der Stube auf den Bänken herum, in stiller Vorbereitung der Stunde gewärtig, in der die mitternächtigen Glocken die Geburt des Erlösers verkünden sollten.

Der alte Bergbauer saß auf dem Ehrenplatze zunächst des Ofens; auch war ihm diese Stelle die liebste, weil sie die wärmste war und weil der alte Mann seit ein paar Wochen ein inneres Frösteln gar nicht mehr aus den Gliedern brachte. Er begriff wohl, daß das ein Vorbote seines Heimganges, und daß es wohl das letzte Mal sei, daß er die Christnacht auf irdische Weise mitfeiern werde; aber er war ruhig und heiter, wie er es immer gewesen, und wer ihn so bestimmt wie sonst über die Geschäfte des Hauses reden oder im gutmüthigen Scherz mit den jüngeren Leuten sich unterhalten sah und in gewohnter Weise seinen Zinkensang summen hörte, der hätte nicht geglaubt, daß der Gedanke an den Tod und die Vorbereitung dazu in ihm bleibende Wohnung aufgeschlagen hatten.

Die Mutter ging ab und zu und bereitete das

Essen vor, das nach alter Sitte die aus der Christmette heimkehrenden Andächtigen erquicken sollte und nach mehrwöchentlichem Fasten in Fleisch und Würsten von dem Schweine bestand, das zu dieser Zeit in jedem nur halbweg vermögenden Hause geschlachtet wurde.

So lang es noch Tag war oder nur dämmerte, unterließ der Alte nicht, von Zeit zu Zeit durch das Fenster einen Blick auf den Weg hinaus zu werfen, welcher aus der Tiefe gegen das Haus heranzuführte. Er wollte sich selbst nicht gestehen, daß er es Pauls wegen that, den er halb und halb noch immer erwartete. War es doch deutlich in dem Briefe, den er bei seiner Entfernung zurückgelassen hatte, gestanden, daß er zu Weihnachten kommen wolle, und wenn er auch seither in seinen aus der Stadt geschriebenen Briefen nichts mehr davon erwähnt hatte, hoffte der Ahn'! doch noch immer auf die Ankunft des Enkels — weil er sie eben sehnlich wünschte.

Die Mutter wußte und bemerkte wohl, was er dachte; manchmal, wenn sie bei'm Aus- und Eingehn sein Auge suchend und erwartend auf das Fenster gerichtet sah, wechselte sie einen Blick des Verständnisses mit ihm; — als es vollends finster geworden, blieb sie einen Augenblick bei ihm stehen und flüsterte leise, damit es die Knechte und Mägde nicht hören möchten: „Wer hat halt wieder einmal Recht, Vater? Der Bub kommt nicht.“

Der Alte nickte traurig mit dem Kopfe. „Es muß wohl so sein, weil er jetzt noch nicht da ist,“ erwiderte er. „Es wär' schlimm, wenn er um die Zeit und bei der Kält' noch unterwegs wär! Der Weg über den Waldspitz ist bei Tag und zu guter Jahreszeit nicht rar.“

Einer der zunächst sitzenden Knechte, der beiläufig vernommen hatte, wovon zuletzt die Rede war, mischte sich in's Gespräch. „Ueber'n Waldspitz, sagt Ihr?“ rief er. „Das will ich meinen, Bergbauer! Ich hab' legt Holz heruntergeführt und schier nicht gewußt, wie ich mit heiler Haut herunterkommen sollt'! Der Schnee ist über die Achsen der Räder heraufgezogen und von einer Bahn war keine Spur, denn es verschneit sie alle Tage frisch. Und gar erst da, wo's hart neben dem Weg in den Greinfall hinuntergeht, da ist kaum fortzukommen, und wer ausglitt, darf nur gleich sein Stoßgebet hersagen. Denkt Euch nur — über'm Greinfall hat's die ganze Schlucht mit Schnee ausgeweht, daß man drüber gehen könnt wie über eine Bruck, wenn nicht das Wasser drunter wär. — Mir hat's der Jäger Simon erzählt, wie er heut hinaus ist zum Holzhüten.“

Der Alte hörte mit steigender Unruhe zu, aber

er wußte nicht, was er thun oder anordnen sollte, um sich von der Grundlosigkeit derselben zu überzeugen, und indem er sich noch besann, scholl das Glockengeläut aus dem Thale herauf, das erste Zeichen gebend zur Feier der Christmette. Als bald machte sich Alles auf, bis auf einen Knecht, der zur Sicherheit des Hauses zurückbleiben mußte, und wanderte dicht eingehüllt und lobende Spahnsackeln in der Hand, über die Anhöhe hinunter der Kirche zu, deren hohe Fenster aus der finstern Nacht und über die dunklen Umrisse der Häuser mit hellem Glanze leuchteten, wie ein Zeichen, daß nun bald von da aus das Leben in die Erstarrung, das Licht in die Nacht treten solle.

Unter frommen Gesprächen gingen sie des Wegs, die Bekannten und Nachbarn begrüßend, die von Zeit zu Zeit von andern Dörfern und Dörfchen herkommend, aus der Nacht auftauchten und mit ihnen zusammentrafen; die Mägde aber unterhielten sich heimlich von den Wundern der geweihten Nacht, wie mit dem Schlage der zwölften Stunde alle Brunnen Wein statt Wasser gäben und wie, wer um dieselbe Zeit auf einem Kreuzweg stünde und gewisse Sprüche sage, eine Erscheinung von dem habe, was ihm im nächsten Jahre bevorstehe. Als sie näher kamen, scholl das Geläute voller und feierlicher zum zweiten Mal, und Andachtschauer im Gemüthe traten sie aus der Nacht in die lichtstrahlende Kirche, wo wieder auf Kerzenschein und Weihrauchdunst feierliche Orgeltöne sich wiegten. —

Während dieß im Thale vorging, befand sich Paul, wie der Alte befürchtet hatte, wirklich auf dem ungebahnten Wege über den Waldspitz, um in's Dorf zu gelangen. Er war mit seinen jungen Freunden in das Schloß ihres Vaters gefahren und hatte sich gegen Abend aufgemacht, den Weg bis in seine Heimat, der für Wagen nicht wohl brauchbar war, zu Fuße zurückzulegen. Da derselbe nur etwa anderthalb Stunden betrug und ihm alle Pfade und Stege noch von seiner Knabenzeit her vollkommen bekannt waren, hoffte er noch vor Beginn des nächtlichen Gottesdienstes zu Hause einzutreffen. Er war seiner früheren Gesinnung treu geblieben: die Fortsetzung seiner Studien, der Umgang und die Gespräche mit den Genossen derselben hatten ihn sogar darin bestärkt. Dennoch wollte er sein Versprechen halten. Er hatte seinen Freunden die Unterredung mit dem alten Großvater mitgetheilt und von ihnen den Rath erhalten, die Ansichten des alten Bauers zu schonen, von dem ja doch nicht zu erwarten sei, daß er sich zu der freieren Denkweise der neuen Zeit, zu den Anschauungen der Gebildeten emporzuschwingen könne.

Er hatte daher beschlossen, seine Gesinnung nicht mehr kund zu geben und seinen Angehörigen, insbesondere dem alten Großvater zu Gefallen, Alles äußerlich mitzumachen, was man von ihm verlangte; den Widerspruch seines Handelns mit seinem Denken glaubte er sich darum verzeihen zu dürfen, weil die Absicht, seinem alten Ahn eine Freude zu machen, nicht unedel war.

Rüstig schritt er den Berg hinan und trat in den starren schweigenden Hochwald; nichts war um ihn her roge; er vernahm keinen Laut als den Hall seiner eigenen Schritte. Es war grimmig kalt, aber er war gut verwahrt und zog nur hie und da den Mantel dichter um sich. Die Winternacht in ihrer einsamen Größe verfehlte auch nicht auf sein Gemüth Eindruck zu machen. Er blieb stehen und blickte zum Himmel empor, der zwischen den riesigen schwarzen Tannen in ihren Leichenmänteln wie das säulengetragene Gewölbe eines dunklen gewaltigen Doms herunter sah. Er war mit Sternen besät: der Heerwagen brannte, und in besonders hellem Feuer loderte seitwärts davon in dem Sternbilde der nördlichen Krone deren Mittelpunkt, die blitzende Gemma. „Ein erhabener Anblick!“ dachte Paul. „Es ist vollkommen erklärlich, wie der Mensch, der es noch nicht dahin gebracht, über den Elementen und Naturkräften zu stehen, dazu kommen konnte, die Gestirne anzubeten oder doch über ihnen seine Gottheit zu suchen! — Sei mir gegrüßt, du schönes bedeutungsvolles Gestirn, lockende, ruhmverheißende Krone! . . . Ich weiß, was du mir sollst. Du sollst mir als Sinnbild das Ziel zeigen, nach dem ich zu streben habe, das ich erringen muß, wenn es mir vergönnt sein soll, die Krone reiner Menschlichkeit um mein geläutertes Haupt zu schlingen!“

In gehobener Stimmung schritt er weiter. Das Einzige, was ihm allmählig beschwerlich wurde, war

mit der wachsenden Dunkelheit der Umstand, daß der tiefliegende Schnee die Wege beinahe unkenntlich gemacht hatte, und alle Ecken und Wendungen, die er sonst genau zu unterscheiden wußte, in der gleichförmig weißen Umhüllung einander ähnlich sahen. Noch schwieriger ward es fortzukommen, als nach einiger Zeit ein kalter, schneidender Wind über die Höhen hinstrich und die riesigen Tannen schüttelnd, ihn den Schnee in Gesicht und Augen trieb. „Die Elemente und Naturkräfte mißbrauchen ihr Recht,“

murrte er vor sich hin.

„Sie wollen wohl zeigen, daß es schwer ist, über ihnen zu stehn! . . . Schwer allerdings, doch unmöglich nicht . . . ich will aber zeigen, daß es möglich ist. Sollen gefrorene Dünste und aus dem Gleichgewichte gebrachte Luft im Stande sein, meine Kraft zu beugen? Niemals; — mein Wille hält sie aufrecht, — soll sie aufrecht halten!“ —

Aergerlich wanderte er noch eine Weile fort mußte sich aber, als er nun aus dem Walde auf eine etwas freiere Stelle hinaustrat, gestehen, daß er Weg und Richtung vollständig verloren hatte. Forschend und unschlüssig stand er still. Dumpfes Rauschen, wie von stürzendem Wasser, drang in

sein Ohr. „Das ist die Grein,“ sagte er vor sich hin und bemühte sich, aus dem Schalle zu erkennen, von welcher Seite derselbe herkam. — Es war vergeblich: er konnte sich nicht zurecht finden und überlegte, welche Richtung er einschlagen sollte — als mit einem Male aus dem Thale herauf das Glockengeläute zu ihm drang. „Das ist das erste Zeichen zur Mette,“ murrte er; „nun komm' ich doch zu spät. Aber nun weiß ich doch wenigstens die Richtung wieder. Das Läuten kommt von links herauf, — also muß der Berghof dort nach rechts hin liegen.“

Indem er dieß sprach, wendete er sich rasch der bezeichneten Richtung zu. Ein schmaler Schneestreifen



zog vor ihm hin und jenseits desselben glaubte er bekannten und gebahnten Weg zu erblicken.

Er betrat den Streifen.

Da wankte der Boden unter ihm; er vernahm ein knirschendes Geräusch, wie das von einbrechendem Eise — erschreckt wollte er auf seinen vorigen Standpunkt zurückspringen, aber es war zu spät. . . Mit einem gellenden Angstschrei, der weit durch die stille Mitternacht hallte, versank er in Schnee und Eis — und durch den entstandenen Spalt brauste nun das dem Absturze zueilende Wasser der Grein deutlich herauf.

Er hatte die überstorne und dann verschneite Schlucht betreten.

Im Moment war das Geräusch des Falles, der Nachhall des Angstrufs verklungen: über dem Wald und dem schwarzgährenden Spalt lag tief, unheimlich und ungestört die schweigende Nacht wie über einem Grabe. — —

Der nächtliche Gottesdienst war indessen zu Ende gegangen. Wieder hallte das Geläut von den hohen Thürmen in die lauschende Nacht hinaus und nach allen Richtungen strömte die andächtige Versammlung aus einander — es war ein eigenthümlicher Anblick, wie die dunklen Gestalten gleich Schatten über den Schnee weggeschritten und hie und da die hochlodernen Fackeln vor ihnen herwankten, wie Irriwische, die ihnen den Weg zu zeigen dienstbar waren.

Auch die Bewohner des Berghofs gingen wieder ihrer Behausung zu und hatten schon den Hügelabhang erreicht, auf welchem das Gehöft lag, als sie von dem Besitzer eines noch höher gelegenen Einödgutes eingeholt wurden, der mit seinen Angehörigen und Ehhalten grüßend an ihnen vorüberschritt. „Gute Feiertag, Bergbauer,“ sagte er zu dem Alten, der an seiner Tochter Arm etwas mühsam die Schneebahn durchschnitt; „bist halt ein Glücksvogel, alter Bergfink, hast dir wieder schöne Weihnachten erfungen.“ —

„Wie ist das gemeint, Oedbauer?“ fragte der Alte und blieb stehen, um aufzuathmen und besser hören zu können.

„Was fragst?“ entgegnete der Andere. „Ist dir ja ein unverhofftes Christkindl in's Haus kommen — dein Student, der Pauli, ist ja in der Vakanz; — nicht?“

„Der Pauli?“ . . . stammelte der Alte, und die wenigen Silben blieben ihm beinahe auf den Lippen hängen; entsetzliche Ahnung durchzuckte ihn, daß er wankte und sich fester am Arme der Tochter anhielt; aber die war eine schlechte Stütze, denn auch ihr war es bei den Worten des Einödbauers wie ein Blitz in die Glieder gefahren.

„Das muß eine Irrung sein,“ rief sie angstvoll; „wir haben den Buben wohl erwart't, aber mit keinem Auge gesehen.“

„Aber das wär wunderbar,“ sagte der Oedbauer, ebenfalls betroffen; „ich bin heut Mittags drüben gewesen in der Hofmark und im Schloß — hab' einen Handel zu machen gehabt mit dem Verwalter; — der hat mir erzählt, daß die Söhn' vom Gutsherrn in die Vakanz gekommen sind und der Bergbauern-Student mit ihnen — und darnach ist er mir selber begegnet, hat mich gegrüßt und hat gesagt, er wollt' gegen Abend herüber gehn in's Dorf und die Mutter und den Ahn'l als lebendiges Christkindl überraschen; ich sollt' aber nichts sagen, damit die Freud' desto größer wär.“

„Mein Gott, mein Gott!“ jammerte der Alte, „dann ist es schon gewiß, — dann ist ihm ein Unglück geschehn.“

„Na, gewiß ist's deswegen noch nicht,“ tröstete der Oedbauer, „noch ist alleweil möglich, daß es ihm zu spät geworden ist oder daß ihn sonst was abgehalten hat.“

„Hies, . . . Hies“, rief der Bergbauer sich auffassend, „lauf voraus und spann' die Bräuneln an den Schlitten . . . ich fahr' den Bergweg hinauf in den Wald, wir wollen hinüber in's Schloß und nachfragen, wir wollen Alles absuchen.“

So kräftig sich der Alte anstellte, so schwach war er in Wirklichkeit und wäre umgefunken, hätte der Nachbar ihn nicht unterstützt. „Das ist nichts für dich, Bergbauer,“ sagte er, „das bringst du nicht zuweg . . . das laß mir über; meine Weiberleut sollen dich und die Bäurin heimbringen, ich selber aber mit meinem Buben und den Knechten will in den Wald hinauf und Lärm machen im Dorf.“

Die Töchter des Oedbauers machten sich daran, den Alten und die Bäurin auf den Berghof zu geleiten, Bursche und Knechte beriethen, was jeder am dringendsten thun sollte. „Da schaut hinauf,“ rief plötzlich der eine und deutete auf die Halde hinter dem Berghofe, wo einige Fackeln vor dem Walde sich gesammelt hatten und eilig hin und her schwankten, während immer mehr über das Schneefeld hin hastig der nämlichen Richtung zustrebten. „Da muß was geschehen sein,“ sagte der Einöder, „ich will hin und schauen, was es ist; ihr Buben, lauft derweil in's Dorf hinunter und schlagt Lärm.“

Eine entsetzliche Stunde war indessen dem Bergbauer und seiner Tochter in dem einsamen Berghofe vergangen; alles Zureden ihrer Umgebung war nicht im Stande, die furchtbaren Bilder zu beseitigen, die als Möglichkeiten vor ihrer Seele vorüberzogen. Es

klang wie eine Stimme der Erlösung, als endlich eilige Schritte hörbar wurden und immer näher kamen: es mußte ein Bote sein, der eine Nachricht bringen sollte; — wie furchtbar sie lauten mochte, sie war willkommen in der Qual des Wartens, denn sie brachte Gewißheit.

Ein Knecht stürzte herein, unfähig im ersten Augenblick, seine Botschaft auszurichten vor Athemlosigkeit und auch Befangenheit, denn man hatte ihn eingeschärft, sie klug zu bestellen und nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen. . . . „Ihr sollt nicht erschrecken,“ stotterte er dann. „Es ist einer in den Greinfall hinuntergestürzt — sie haben ihn aber schon herausgezogen und werden ihn gleich bringen.“

„Zu uns?“ rief der Alte und machte eine Anstrengung, sich von seinem Sitze zu erheben, aber die zitternden Kniee trugen ihn nicht. „Also ist meine Angst nicht ohne Grund gewesen — es ist der Pauli.“

Der Knecht bejahte mit stummem, traurigem Nicken, aber der Alte vermochte über die Bestätigung seiner Ahnung nicht mehr zu erschrecken — er stand bereits auf der Höhe des Entsetzens. „Und ist er todt?“ stammelte er und starrte den zögernden Boten mit vergehenden Blicken an.

„Sie haben ihn für todt herausgezogen,“ antwortete dieser. „Der Bader aber meint, es wär noch Leben in ihm . . . Ihr sollt ein warmes Bett in Bereitschaft halten, wenn er kommt.“

„Geh, Burgl, thu's!“ rief der Alte, aber die Burgl rührte sich nicht: bei der Nachricht, daß der Verunglückte wirklich ihr Sohn sei, war sie auf die Ofenbank zusammen gekniet, und lehnte nun, eine bleiche Leidensgestalt, starr und bewusstlos an der Wand. Die Weibsteute vom Oedhof sprangen ihr bei, rieben der Ohnmächtigen die Schläfe mit Wasser und Hirschhorngeist, und brachten sie in ein anderes Zimmer; denn draußen hörte man schon die Stimmen der Leute, die den armen Paul brachten.

Inzwischen war in der Stube schnell ein Lager bereitet worden. Dann traten die Träger herein und legten den erstarrten Körper nieder. Schlaf und leblos hingen Arme und Hände an ihm herab, das Gesicht war bleich, die Augen glasig und gebrochen — aber die Züge des Antlitzes waren nicht verzerrt, sondern friedlich wie die eines Schlafenden; Kleider und Haare starren von Eise.

Bernichtet stand der alte Mann vor dem Todtenbilde seines Enkels, er faßte die kalte unempfindliche Hand und ließ sie mit einem Schmerzensausruf wieder sinken. „So hab' ich mir's freilich nicht gedacht, daß wir uns wiedersehen, mein armer Pauli,“ sagte

er für sich hin und wankte der Thüre zu, unfähig, länger den erschütternden Anblick zu ertragen; in seinem Innern aber drang mitten durch das bitterste Gewölk von Leid ein milder Sonnenstrahl wie auf einen Landstrich, über den der Hagel gezogen: der Gedanke an seinen alten treuen Gott — und in vertrauender Ergebung faltete er über der blutenden Brust die zitternden Hände zum stummen Gebet.

Der Bader verhehlte die Gefährlichkeit der Sache nicht, der Schrecken über den plötzlichen Sturz und die tödtliche Erkältung waren von großer Bedeutung; auf der Jugend und Gesundheit Pauls ruhte die Hoffnung seiner Rettung.

Während Alles aufgeboten wurde, was das Wissen des Baders und die Erfahrung der Uebrigen an Mitteln aufzutreiben vermochte, erzählten sich die Hausgenossen und die Fremden, die bei der Rettung mitgewirkt hatten, bei einer Flasche alten Kirchwassers, die ihnen zur wohlverdienten Stärkung und Erwärmung preisgegeben worden, wie Alles gekommen war, und hörten dem Berichte des Jäger-Simon zu, denn der war's, der den Verunglückten zuerst entdeckt hatte.

„Es ist“, sagte derselbe, indem er behaglich aus seinem Glase schlürfte, „als wenn's hätt' so sein sollen, daß ich hingekommen bin. Es war bissig kalt, das wist ihr — drum hab' ich gar keine große Lust gehabt, so im Forst herumzusteigen, und war gerad dran, in's Dorf herunter zu gehen und mich in's warme Bett zu legen. Wird wohl, hab' ich bei mir selber gesagt, Niemand an's Holzstehlen oder an's Wildern denken in der heiligen Nacht und bei der Kälte! Bin auch schon ein gutes Stück heruntergegangen — aber es ist ganz eigen gewesen grad' als wenn mich was halten und mir zurufen thät, daß ich noch dableiben sollt. Während dem, so haben's im Dorfe angefangen zu läuten und so hab' ich mir gedacht, jetzt ist es doch schon zu spät, daß du noch in die Kirch hinunter kommen könntst, — so kehrt du um und machst den kleinen Umweg gegen die Grein hin, wo die kleine Waldkapellen steht. Hast doch einmal wegen dem Dienst die Metten versäumen müssen, so willst dort allein dein Hochamt halten. Ich geh also durchs Gestäng auf die Kapellen zu, brunten haben's das Läuten aufgehört und es ist so still gewesen überall, daß ich meinen eignen Athemzug gehört hab. — Auf einmal thuts in der Fern einen Schrei — daß ich verwundert stehen blieb. Unser eins, der sein Lebtag im Forst steckt, kennt's am Laut, wenn ein Geier aufsteigt, oder ein Auf schreit, wenn ein Baum bricht, oder eine Schneebahn niedergeht; — das war aber ein ganz anderer — ein

schrecklicher Schrei, und ich hab' gleich erkannt, daß es ein Mensch ist, der in Gefahr sein muß. — Ich bin also was ich kann, dem Schall nachgelaufen und wie ich über'n Nebbühl heraufgekommen bin, hab' ich bald die frische Fähr' gefunden und bin ihr nach. Wie ich nachher an den Platz hinauskomm', wo's die Grein überfrozen hat, und seh das Loch im Eis, und seh, daß die Fußtritte im Schnee auf einmal aufhö- ren, da hab' ich gewußt, wie viel's geschlagen hat. „Der hat's überstanden,“ hab ich mir denkt — und hab' schon weiter gehn wollen — ist mir aber ein- gefallen, ich sollt' doch nachsehn, ob nicht mehr zu helfen sei, und so hab' ich mich auf den Bauch nieder- gelegt und bin vorsichtig langsam vorgerutscht, so weit es gangen ist, und bis ich ein Bissel in den Spalt hab' hinuntersehen können. Da ist was Schwarzes seitwärts in der halben Tiefe gelegen — ich hab' hinuntergeschrien, und wie's keine Antwort geben hat, bin ich ins Dorf hinunter und hab' die Leut' geholt, die just aus der Metten gangen sind. Wir haben nachher einen Baum über die Klamm gelegt, und ein Seil mit einem Prügel daran ange- macht, auf dem hab' ich mich rittlings hinunterge- lassen und hab den Bergbauern-Studenten mit einem Strick angebunden, und so haben s' uns mit einander wieder herausgezogen aus dem Eiskeller. Auf einer Platten ist er dagelegen, steif wie ein Stück Holz — wenn er sich nur um eine Tischbreiten geruckt hätt, wär' er tiefer hinuntergefallen, als unser Kirchturm hoch ist; da wärs ausgewesen mit dem Studiren, und so viel ist gewiß, wenn der Pauli davontkommt, kann er schier von einem Wunder sagen — einen solchen Sturz macht ihm keiner nach.“ —

Während des Gesprächs war es dem Vader ge- lungen, wirklich Zeichen neuen Lebens an dem Körper hervorzurufen; der Puls fing langsam zu gehen an, der Athem hob die Brust wieder, wenn auch in kur- zen, unregelmäßigen Zügen, und die starren Glieder erwärmten sich allmählig; nachdem man die freudige Nachricht der Mutter und dem Alten hinterbracht, überließ man den Kranken der Ruhe.

Erst am andern Morgen schlug Paul, wieder zum Bewußtsein gelangt, die Augen auf; er hatte Mühe, sich auf das zu besinnen, was mit ihm vor- gegangen war. Unweit seines Bettes saß der Alte hell und heiter, wie der sonnige Wintertag, der nach der schrecklichen Nacht beruhigend aufgegangen war. Es saß ihm auf den Lippen, daß er zu summen an- fangen wollte, aber er zwang sich zu schweigen, um Pauls heilbringenden Schlummer nicht zu stören. Die erste Bewegung desselben weckte ihn aus seinem

Sinnen: er trat vor ihn hin und beide hielten sich, unvermögend zu sprechen, eine Weile umschlungen.

Als Paul endlich Athem und Worte fand, ver- langte er nach seiner Mutter; aber der Schrecken hatte sie zu sehr angegriffen, sie konnte noch das Bett nicht verlassen vor Mattigkeit. „Ich will ihr, ich will Euch abbitten, daß ich Euch gekränkt habe,“ sagte Paul; „Ihr müßt mir verzeihn und ich will's gut machen; ich will ganz der alte Pauli wieder sein, Euer Sohn, Euer Enkel, den Ihr so sehr liebtet. Das Entsetzliche, was ich erlebte, hat mich umgewandelt, hat mich Euch neu geboren; . . . ich will es Euch er- zählen, wenn der Schauer mich nicht überwältigt.“ —

Paul schlug die Hände vor's Gesicht; ein Schüt- telfrost überflog seine Glieder und er bedurfte einiger Augenblicke, bis er sich gesammelt hatte. Dann be- gann er in kurzen Absätzen, nicht selten von der Gewalt der Erinnerung überwältigt, daß er inne halten und sich durch einen Blick auf seine Umge- bung überzeugen mußte, daß er auf sicherem warmem Bette lag, nicht mehr in der furchtbaren eisigen Fels- schlucht.

„Als ich den unglücklichen Schritt auf die über- schneite Schlucht gemacht hatte und mich hinabstürzen fühlte, verging mir die Besinnung, und ich weiß nicht wie ich hinunter gelangte. Wie ich wieder zu mir selber kam, empfand ich heftigen Schmerz am Kopfe — ich griff darnach, und fühlte mein Blut warm über die Hand rinnen; ich mußte mich im Fallen verletzt haben. — Das brachte mich mit Einem Schlage zur vollen Besinnung, zur deutlichen, klaren Erkennt- niß meiner schrecklichen Lage. Ich befand mich auf einem schmalen Felsenvorsprung, der über das Wasser hereinhing, das drunten — Ihr kennt es ja — thurm- tief ein großes Becken bildet. Neben mir auf der einen Seite schäumte und donnerte der Wassersturz unter Zacken und Gewölben von Eis in den Ab- grund, daß ich die Tropfen mir an die Stirne spritzen fühlte; auf der andern Seite stieg das Gestein der Klamm wieder wie eine senkrechte Wand thurmhoch in die Höhe, und wie ich empor sah, schien durch den Eisspalt, durch welchen ich gefallen war, der Nach- himmel gegen die Finsterniß, die mich umgab, wie helle Dämmerung herein. Ich spürte, daß ich mit dem Rocke an einem Felsenzacken hing . . . mit den Zehenspitzen des einen Fußes konnte ich unter mir ein Felsstück erreichen, das mich nothdürftig stützte; aber ich durfte nicht wagen mich zu rühren, aus Furcht, den einen oder den andern Halt zu verlieren. Ich sah ein — ich allein vermochte es nicht, mich aus der schrecklichen Lage zu befreien, und die Kälte, die ich bereits wieder zu fühlen begann und die mich

erstarrten machte, zeigte mir, daß ich den Morgen, wo ich vielleicht einen Ausweg längs der Wand zu finden hoffen konnte, nicht erleben würde. Ich fing an, aus Leibeskräften zu rufen, aber der Schall meiner Stimme ward von dem Gebrause des Wassers verschlungen und gelangte kaum bis an die Decke des Gewölbes, in dem ich lebend begraben lag. Dennoch rief ich instinktmäßig fort, bis ich vor Müdigkeit nicht mehr konnte. Da begann es mir vor den Augen zu drehen, das Blut summt mir in den Ohren, und die Berzweiflung kam über mich. Ich hatte keinen bestimmten Gedanken — aber daß ich sterben müsse, so jung, so elend, so unvermuthet sterben, das stand vor mir wie ein feuriger Punkt, der sich dann wilder, immer wilder wirbelnd um mich drehte. Ich schrie nicht mehr — ich brüllte, und überbrüllte das Wasser.

Paul sank eine Sekunde außer sich auf das Kissen zurück, seine Brust slog wie dem Ersticken nahe. „Armer Paul,“ sagte der Alte, der sich erschüttert über ihn beugte, „du hast eine harte Schul’ durchmachen müssen.“

„Auf einmal,“ fuhr Paul fort, „drang etwas in mein furchtbar überreiztes Gehör. Ich erkannte den Ton nicht gleich — aber es klang mir wie Musik, es war eine Harmonie, wie sie mein Ohr noch niemals vernommen hatte: . . . es waren die Glocken unserer Kirche, die zur Mette läuteten. Da kam es über mich wie etwas, was ich noch nie gefühlt. Thränen strömten mir aus den Augen und durch die Thränen sah ich über mich emporkommen und suchte durch den Eisspalt den Himmel und das Freie, aus welchem die Töne zu mich herein schwebten. . . da stand gerade über dem Eisspalt das Sternbild der nördlichen Krone mit dem Edelstein in der Mitte und

flimmerte und flammte, als ob Leben in ihm wäre. Ich hatte wenige Sekunden vor dem Sturze zu dem Sternbild hinaufgeschaut und mir stolze Gedanken gemacht über die Gewalt des Menschen, der über den Elementen zu stehen und den Sternen nachzuringen vermag; . . . aber nicht diese Gedanken fielen mir jetzt ein: der Stern kam mir vor, wie ein Auge, das auf mich vom Himmel herunterfab — die Glocken dünkten mir eine Stimme vom Himmel, die hereinklang in mein lebendes Grab — ich sah das Auge wirklich und immer deutlicher . . . ich hörte die Stimme immer klarer, wie eine liebevolle, ernste, mahnende Vaterstimme; — da ward es mir warm um’s Herz . . . ich war nicht mehr verlassen, denn Vaterauge, Vaterohr waren um mich — der Gedanke an Gott, der Glaube an ihn war wie eine Sonne in mir aufgegangen. Ich sah ihn aus der Furchtbarkeit der Gefahr, aus der grassen Nähe des Todes vor mir sich erheben — ich ergab mich ihm; denn ich sah seine Macht über mir: ich konnte beten — in meinem Gemüthe ward ein Friede, der sonderbar mit meiner Lage und mit meiner früheren Empfindung

kontrastirte, und in diesem Gefühle der Beruhigung vergingen mir die Sinne zum zweiten Mal — ich glaubte zu sterben.“ —

Mit feuchten Augen und gefalteten Händen saß der Alte, als Paul erschöpft schwieg und auf das Kissen zurückgesunken war. Er wollte seine Nahrung verbergen und fing zu summen an, aber es gelang ihm nicht. „Die Wege des Himmels sind wunderbar,“ sagte er dann nach einer Weile. „Sei der schrecklichen Weihnachtsstunde eingedenk, mein Paul, und damit du sie im Geräusch des Lebens, im Taumel der Freude nie wieder vergiffest, bewahre



den Rock, den du bei dem Sturze getragen.“ Er erhob sich und brachte den Rock vor das Bett. „Da schau,“ fuhr er fort, „was vielleicht deinen Fall in's Wasser aufgehalten hat: der Rock ist an einem zackigen Felsen hängen geblieben. . . Siehst, das Tuch ist bis auf ein kleines End' durchgerissen . . . heb' dir's auf, das Stück — nach dem Gesetz der Schwere, von dem du mir gesagt hast, hätten die paar Fäden wohl brechen müssen.“

Paul verbarg schauernd das Gesicht in den Händen; der Alte schwieg und das Vorgefallene ward nicht mehr erwähnt. Er pflegte den Kranken, der sich unter der Wirkung einer körperlich und geistig wohlthätigen Pflege zusehends erholte.

Als er nach einigen Tagen zum ersten Male dem Leben wiedergegeben das Bett verließ, traf er den alten Ahn nicht an seinem gewöhnlichen Platz in der Stube: er war bettliegerig geworden, und als Paul in die Kammer trat, fand er den alten Mann gewaltig verändert. Wohl rollte das Blut noch einmal, wie einst von der Jugend beflügelt, rasch und voll durch die Ader, aber diesmal war es vom Fieber getrieben, und der alte Körper ging schleuniger Erschöpfung entgegen. Die Aufregung der letzten Tage war für den alten Mann zu viel gewesen, und mit dem Augenblick, als Paul seiner Sorgfalt nicht mehr bedurfte, war die mühsam aufrecht erhaltene Kraft zusammengebrochen. Er war aber vollkommen heiter und nickte dem Enkel lächelnd entgegen. „Grüß dich Gott“, sagte er; „mir scheint, jetzt haben wir tauscht — du bist wieder frisch und munter, ich aber hab' nichts mehr zum Zusehen, und so wird's dahin gehn in die Ewigkeit! Ist auch nimmer zu früh, wenn

dem alten Bergfinken die Federn ausgehen — er ist lang genug herumgeflattert. . . Mußt nicht so flennen. Burgl,“ fuhr er gegen die Bäurin gewendet fort, die nach Pauls Rettung sich schnell wieder erholt hatte und eben in die Stube trat; „träst' dich nur, du hast deinen Pauli, ich geb dir deinen Sohn wieder, der schier verloren gewesen ist! Er wird jetzt brav bleiben, das weiß ich; ich hab meinen Gott all mein Leben lang in seiner Gnab' gesehn — dem aber hat er sein zorniges Angesicht gezeigt, und das wird er so leicht nicht vergessen. Bet' manchmal ein Vaterunser für mich, und halt aus hier unten mit Ehren, damit wir wieder zusammenkommen droben in . . .“

Die Sinne vergingen ihm plötzlich . . . er ward zusehends schwächer, und eh' der Abend kam, lag, was noch erst warm und lebendig sich bewegt und geregt, als todt, starre Masse da, reis, der Verwesung und Umbildung entgegen zu gehen. Heiße Thränen im eigenen Auge brückte der Enkel dem greisen Ahn'l das gebrochene Auge zu, das noch vor kurzer Zeit so voll väterlicher Liebe geleuchtet.

Der alte Bergfink hatte ausgesungen. —

Paul begleitete den Großvater auf dem letzten Gange zur Grube, dann kehrte er erschüttert und doch gekräftigt in die Stadt zu seinem Berufe zurück. Das zerrissene Tuchstück seines Rockes brachte er unter Glas in einen Rahmen und hing es über seinem Arbeitstische auf; so oft er es erblickte, dachte er an seinen guten Ahn, an die Nacht im Greinfall und an sein Versprechen — und er hat Wort gehalten.

Jugendmahnung.

Von **Gottbold Freyenberg.**

Die Jugend ist ein Eisen,
Noch roth in Ofens Gluth;
Die Form ihm anzuweisen
In Meisterhänden ruht.

Das Schicksal schlägt nicht träge,
Doch auch der eig'ne Schmidt,
Er hämmert wucht'ge Schläge
Nach altem Spruche mit.

Und ist die Form gegeben,
So wird das Eisen kalt;

Es bleibt für's ganze Leben
Gestalt wol und Gehalt!

Das eine dient zum Pflügen,
Das andre wird zum Schwert;
Dem dritten, ungefügen,
Fehlt später Form und Werth.

Drum, daß in deiner Kammer,
Ein nützlich Werk du seist,
Schlag zu mit deinem Hammer,
Und bilde früh den Geist!

Der Weihnachtsmann.

Von Johann Meyer.

Original-Zeichnung von Paul Thumann.



Sagt, habt ihr ihn einmal gesehn,
Ganz überschneit von Flo-
cken?

Erst wenn die Kinder schla-
fen gehn,

Macht er sich auf die Socken;
Dann wandert er von
Haus zu Haus,
Nicht fürchtend die
Gespenster,
Nicht achtend Winters
Sturm und Graus,
Und kommt vor alle
Fenster.

Und sind die Eltern
erst allein,
Dann klopft er an —
ich wette!

Wer da? Knecht Rup-
recht! Nur herein!

Die Kinder sind zu Bette.
Und in die Stube tritt er dann:
Ei sieh! da bist du wieder,
Du lieber, alter Weihnachtsmann!
Nun komm und setz' dich nieder.

Der alte Knecht! — ja, fürwahr,
Euch könnte vor ihm bangen;
Hu! welch ein Bart! und ganz und gar
Mit Reis und Schnee behangen.
Und dick von Pelzwerk ist sein Rock,
Daß er vor Frost ihn schütze,
Auch trägt er einen langen Stoc
Und eine Pudelmütze.

Und was für Stiefeln! — Himmel, nein!
Die sind ja wie Kanonen!
Ich glaube fast, es könnt' daren
Von euch schier einer wohnen.
Und dann das große Handschuhpaar!
Knecht Knecht ist nicht eitel,
Sonst trüg' der Alte doch fürwahr
Nicht solche Fuchsfellbeutel.

Wo wohnt er denn, der alte Knecht? —
Da könnt ihr lange fragen;
Von Allen weiß es Keiner recht,
Und Keiner kann's recht sagen.

Deutsche Jugend. III.

Er geht hinaus, er kommt herein,
Sein Leben ist das Wandern
In dunkler Nacht und ganz allein
Von einem Ort zum andern.

Und sieh, was trägt er hudepad
Auf seinem krummen Nacken?
Ihm hängt ein ungeheurer Sack
Herab bis auf die Hacken.
Doch kommt er kaum damit in's Haus,
So nimmt er ihn vom Rücken
Und macht ihn auf und packt ihn aus,
Die Kinder zu beglücken.

Sagt an, ihr lieben Eltern beid',
Nun geht's nach Reih' und Nummer,
Wer machte euch am meisten Freud,
Und wer am meisten Kummer?
Das muß ihm haarklein nun Mama
Von jedem Kind erzählen,
Und ebenso darf auch Papa
Das Kleinste nicht verhehlen.

Und ganz darnach, wie jedes war,
Ob tugendhaft, ob minder,
So reicht er nun die Gaben dar
Zum Christfest für die Kinder.
Wer artig war, sich brav gemacht,
Wer freundlich und bescheiden,
Der wird in Ueberfluß bedacht,
Den mag er gerne leiden.

Doch wer getrübt der Eltern Glück,
Sich schlecht benahm, — o Schande!
Für den giebt's nur ein einzig Stück
An einem rothen Bande. — —
Und was für eins! ob ihr es kennt! —
Schon Manchem kam's zu Gute; —
Seht ihr am Christbaum, wenn er brennt
Hoch oben wohl die Ruthe? —

Nun packt er ein; — es ist sein Wunsch
Noch Viele zu besuchen.
Der Vater giebt ihm ein Glas Punsch,
Die Mutter einen Kuchen.
Und eh' er noch das Haus verläßt,
Kust er zurück im Gehen:
Adieu! ein fröhlich Weihnachtsfest,
Ein fröhlich Wiedersehen!

Der Weihnacht.

Für die „Deutsche Jugend“ gezeichnet

von

Joseph, Ritter von Führich.



Nun schwebt auf
Engelsflügeln
Gerad die Wundernacht,
Und ruht auf Thal
und Hügeln
In stiller Winterpracht.

Führich inv: & del:

H. GERTEL W

Zur Weihnacht.

Von
Moriz Hauptmann.

Andante con moto.

Nachgelassenes Werk. *)

Gesang.

1. Nun schwebt auf En-gels-flü-geln her-ab die Wun-der-nacht, und

Pianoforte.

dolce.

The first system of the musical score consists of four staves. The top two staves are for the vocal line (labeled 'Gesang.'). The bottom two staves are for the piano accompaniment (labeled 'Pianoforte.'). The piano part begins with a 'dolce' marking. The music is in a key with two flats and common time. The lyrics for the vocal parts are: '1. Nun schwebt auf En-gels-flü-geln her-ab die Wun-der-nacht, und'.

ruht auf Thal und Hü-geln in stil-ler Win-ter-pracht. Es tönt die Him-mels-lun-de in

ruht auf Thal und Hü-geln in stil-ler Win-ter-pracht. Es tönt die Him-mels-lun-de in

Thal und Hü-geln in stil-ler, in stil-ler Win-ter-pracht. Es tönt die Him-mels-lun-de in

The second system of the musical score continues the vocal and piano parts. The lyrics for the vocal parts are: 'ruht auf Thal und Hü-geln in stil-ler Win-ter-pracht. Es tönt die Him-mels-lun-de in'.

*) Eigenthum der Verlagehandlung.

mächt'ger Glo - den Sang, in mächt'ger Glo - den Sang, in mächt'ger Glo - den Sang, die
mächt'ger Glo - den Sang, in mächt'ger Glo - den Sang, in mächt'ger Glo - den Sang,
mächt'ger Glo - den Sang, in mächt'ger Glo - den Sang, in mächt'ger Glo - den Sang,
mfr. *for.* *dim.*

cresc.
aus des En - gels Mun - de der - einst der Welt er - klang, der - einst der Welt, der Welt er -
die aus des En - gels Mun - de der - einst der Welt er - klang, der - einst der
cresc.
die aus des En - gels Mun - de der - einst der Welt er - klang, der - einst der
cresc.

dim.
klang, der Welt er - klang.
Welt er - klang, der Welt er - klang.
Welt er - klang, der Welt er - klang.
p

2. Nun zün - det Weihnachts - fer - zen am grü - nen Tan - nen - reis! Nun hebt die frommen

2. Nun zün - det Weihnachts - fer - zen am grü - nen Tan - nen - reis! Nun hebt die frommen

2. Nun zün - det Weihnachts - fer - zen am grü - nen Tan - nen - reis! Nun hebt die frommen Her - zen

cresc.

Her - zen em - por zu Dank und Preis! Und in die Him - mels - chö - re stimmt hel - len Zu - bels

Her - zen em - por zu Dank und Preis! Und in die Him - mels - chö - re stimmt hel - len Zu - bels

em - por, em - por zu Dank und Preis! Und in die Him - mels - chö - re stimmt hel - len Zu - bels

cresc.

dolce.

ein, und in die Him - mels - chö - re stimmt hel - len Zu - bels ein: Gott in der Höh' soll

ein, und in die Him - mels - chö - re stimmt hel - len Zu - bels ein: Gott in der

ein, und in die Him - mels - chö - re stimmt hel - len Zu - bels ein: Gott in der

mfr. *fr.*

Eh - re und Fried' auf Er - den sein, und Fried' auf Er - den, und Fried' auf

Höh' soll Eh - re und Fried' auf Er - den sein, und Fried' auf Er - den, Fried' auf

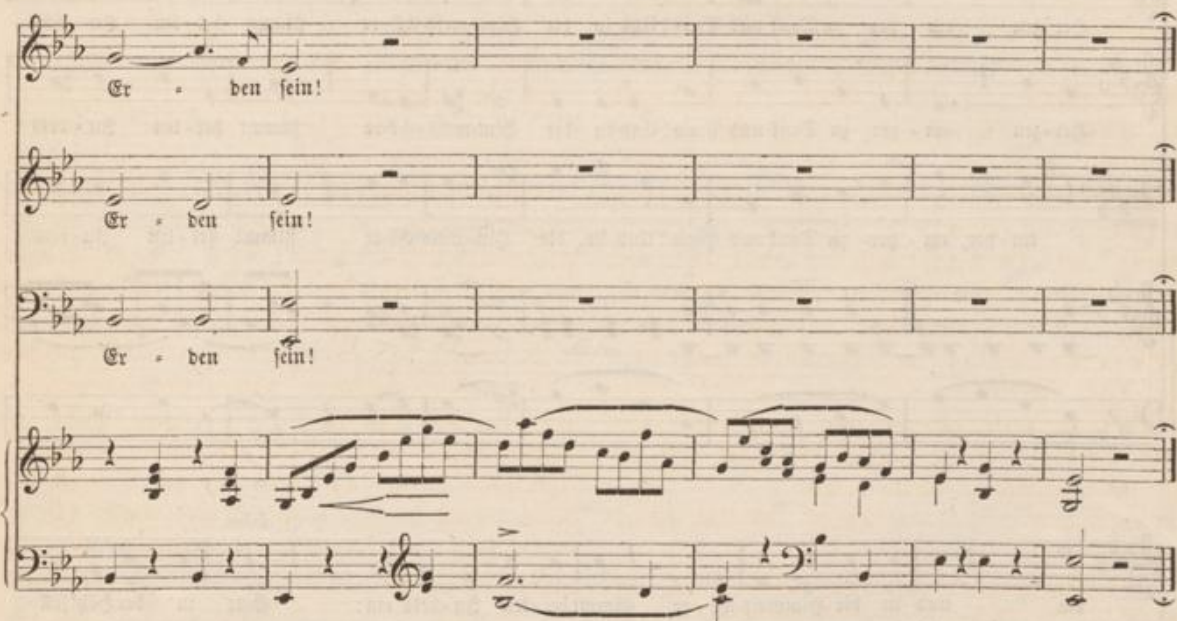
Höh' soll Eh - re und Fried' auf Er - den sein, und Fried' auf Er - den, Fried' auf



Er - den sein!

Er - den sein!

Er - den sein!



Die Bavaria bei München,

das größte Erzbild der Neuzeit.

Von

Emil Auer.

Original-Zeichnung von Hugo Bürkner.



Manche meiner jungen Leser und Leserinnen haben gewiß schon vom Kolosß zu Rhodus, jenem berühmten Denkmal des Alterthums, gelesen oder gehört. Diese dem Sonnengott (Helios) geweihte

Erzstatue soll 150 Fuß hoch gewesen sein und ihre Aufstellung zwölf Jahre erfordert haben. Das hohle Innere derselben war mit Felsenstücken ausgefüllt, um durch die Vermehrung des Gewichts auch die Festigkeit zu erhöhen. Aber schon nach 36 Jahren warf ein Erdbeben den Kolosß um. Es ist unbestimmt, ob diese Statue, die zugleich als Leuchthurm diente, auf dem festen Lande am Hafen ober, wie andererseits behauptet wird, auf beiden Enden des steinernen Hafendamms stand, so daß die Schiffe zwischen ihren Beinen hindurchfahren. Niemand hatte den Muth das gewaltige Denkmal nach dem Sturze wieder aufzurichten, und so lagen seine Massen über 900 Jahr. Erst im Jahre 672 nach Chr. G. schleppten die Araber, welche damals die Insel erobert hatten, das Erz, in Stücke zerlegt, auf 900 Kameelen fort.

Schlägt man die Last eines Kameels auf 800 Pfund an, so ergibt sich ein Gesamtgewicht von 720,000 Pfund. Der Kolosß von Rhodus war also wohl die größte Erzstatue des wunderreichen Alterthums. Wenden wir uns zur Gegenwart, von der Insel im mittelländischen Meere auf die Sendlinger Höhe bei München, so stehen wir vor der größten ehernen Bildsäule der Jetztzeit.

Eine halbe Stunde vor der Stadt, am Ende der großen Theresienwiese, auf der alljährlich Ende September und Anfang Oktober, an den letzten sonnigen warmen Tagen Münchens, das berühmte Oktoberfest abgehalten wird, zu dem viele Tausende aus den Provinzen zuströmen, dort erhebt sich das

Riesenstandbild der Bavaria auf einer Anhöhe, von drei Seiten im Hintergrund umgeben von der bayrischen Ruhmeshalle und einem reizenden Park. Wie im alten Athen die Athene Promachos hoch über die Akropolis hinauschaute, so überragt diese moderne ehernen Schutzgöttin Bayerns die Ruhmeshalle mit dem halben Körper.

Eine breite Marmor-Freitrepppe mit zwei gewaltigen Kandelabern am Ausgang führt uns auf 48 Stufen von der Wiese vor das Piedestal, auf dem die Statue steht. Schwindel ergreift uns, wenn wir während des Aufsteigens zu der erzenen Riesin emporsehen. Und doch wird die Größe des Ganzen erst durch die Besteigung der Statue selbst klar.

Wenn wir das granitne, 30 Fuß hohe Piedestal umgehen, können wir das herrliche Ebenmaß und die prächtigen Formen der Figur von allen Seiten bewundern. Trotz der kolossalen Verhältnisse — die Figur selbst mißt vom Fuß bis zur Spitze des Kranzes 65 Fuß*) — erscheint doch die jungfräuliche Gestalt in voller Anmuth vom Scheitel bis zur Zehe, ein Beweismittel für den künstlerischen Werth. Ueber dem lang herabfallenden faltigen Gewand erblicken wir eine Pelz-Tunica, die von einem Gürtel gehalten wird. Die beiden Arme sind unbekleidet. Mit der rechten Hand drückt sie das Schwert mit einem Lorbeerzweig an sich, in der Linken hält sie einen Kranz als Symbol des Ruhmes über sich. Zur Rechten der Figur sitzt der bayrische Löwe, gar grimmig in die Welt schauend. Nun das Unglaublichste, eine Besteigung der hohlen Erzriesin von innen. An der Rückseite des Postaments finden wir eine Thüre von Bronze, die uns in's Innere führt. Zuerst bringt uns eine Treppe von 66 steinernen Stufen bis in die Gegend des Knies der Figur, von dort steigen wir auf einer gußeisernen Wendeltreppe auf weiteren 60 Stufen bis in den Kopf. Für sehr beleibte Leute ist der Weg durch den Hals etwas unangenehm, sie mögen das

*) Freitrepppe, Postament und Statue geben also eine Gesamthöhe von 130 Fuß.

Gefühl des Steckenbleibens empfinden. Im Kopfe nun finden sich erzene Ruhebänke, auf denen sechs Personen Platz haben. Im Sommer aber, zumal bei Sonnenschein kommt der Aufenthalt hier dem in einem Dampfbad gleich, ja die Hitze ist unerträglich. In einem kühlen Herbsttage bei reiner Luft jedoch bietet sich im Kopfe der Bavaria, außer der Bewunderung des Riesenwerks, durch angebrachte Klappen der Genuß einer unvergleichlichen Aussicht. Zur Linken breitet sich die Stadt mit ihren vielen Thürmen und Palästen aus, zur Rechten liegt die blaue, ununterbrochene Alpenkette von der Salzburger Gegend bis zum Bodensee vor unsern entzückten Augen. —

Im Kopfe der Bavaria finden wir die Inschrift: „Dieser Kolos, von Ludwig I. von Bayern errichtet, ist erfunden und modellirt von Ludwig von Schwanthaler, und wurde in den Jahren 1844 bis 1850 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller.“

Zürwahr es ist ein Kolos. Das mögen meinen Lesern und Leserinnen Zahlen, d. h. die Maße der einzelnen Körperteile beweisen. So ist z. B. der Mund 15 Zoll, das Auge 11 Zoll breit, die Nase hat eine Länge von 1 Fuß und 11 Zoll, das Gesicht von 5 Fuß und 3 Zoll. Der Kopf ohne den Hals ist 6 Fuß 4 Zoll hoch; der Zeigefinger hat eine Länge von 3 Fuß 2 Zoll; der Umfang des Armes beträgt 5 Fuß 1 Zoll, die Länge desselben mit der Hand nicht weniger als 25 Fuß. Das Wunderbarste bei solchen Größenverhältnissen ist die geringe Stärke des Erzes: im Unterkörper ist es $\frac{3}{4}$ Zoll dick, oben nur $\frac{1}{2}$ Zoll. Dabei ergibt sich doch ein Gesamt-Erzgewicht von 170000 Zoltpfund. Nichts Anderes als Kanonen wurden zum Guß der Statue verwendet, meist türkische, die nach der Seeschlacht von Navarin aus dem Meeresgrunde gehoben wurden. Das Material hat also auch historischen Werth.

Gewiß interessiert meine jungen Leser die Geschichte der Entstehung dieses hohen Kunstwerkes. Ich will sie in möglichster Kürze erzählen.

Drei Männer, deren Namen wir schon auf der Gedenktafel im Kopfe der Bavaria begegnet sind, haben sich hier ein bleibendes Monument errichtet: König Ludwig I., welcher als Beschützer und Pfleger der Kunst die Errichtung anregte und unterstützte, Meister Schwanthaler, der geniale Bildhauer, der seine ganze geistige Kraft zum Entwurf und Modell aufbot, und zwar zu einer Zeit, in der seine körperliche Kraft schon zu versiegen anfing, und endlich der große Erzgießer F. Miller, der

einen Guß in so gewaltigem Maßstabe mit sorgfältigster Erwägung auch der geringsten Umstände und unter oft drohenden Gefahren glücklich vollendete und die schwierige Aufstellung des Meisterwerks leitete.

Der ehrgeizige Wunsch, durch seine neue trefflich eingerichtete Gießerei etwas außergewöhnlich Großartiges ausgeführt zu sehen, erzeugte in Ludwig I. die Idee zum Kolossalstandbilde der Bavaria. Im Jahre 1837 wurde Schwanthaler mit dem Auftrage betraut, den Entwurf zu einer bildlichen Darstellung Bayerns zu liefern. Bald und zur vollen Zufriedenheit des königlichen Auftraggebers entledigte sich der Meister seiner Aufgabe. Es wurde nun zur Herstellung des Modells geschritten, und so rastlos thätig war Schwanthaler, daß schon 1844 mit dem Guße in Erz begonnen werden konnte. Trotz seinem fortschreitenden Siechthum ließ sich der Meister auch beim schlechtesten Wetter nicht von der Lösung seiner Aufgabe abhalten; er ließ sich zu seinem Werke fahren oder tragen. In Pelz und Decken gehüllt stand und saß er davor, mit gewandtem Blicke erwägend und messend, während seine Gehülfen und Schüler, seines Winkes gewärtig, seinen Worten lauschten und das ausführten, was er anordnete. Und wenn er hie und da glaubte nicht verstanden zu werden, so vergaß er seine Kränklichkeit und eilte im Fluge über die Gänge und Gerüste, um Verbesserungen mit eigener Hand anzubringen. So traf ihn einst der König, wie er unter seinen Gehülfen weilte, die die Niesin mit Feile und Meißel bearbeiteten, wie er auf kleine Mängel und Fehler aufmerksam machte, die den Blicken der Andern sich entzogen, seinem scharfen, feinem Auge und ausgebildeten Kunstsinne aber nicht entgingen. Da rief ihn der König und er stieg herab, während der Sturm heulte und ein Theil der Zeltbedeckung vom Winde fortgetragen wurde. Unten umarmte der königliche Schutzherr der Kunst den Meister, hing ihm, dem von Frost Geschüttelten, seinen eignen Pelz um und fuhr mit ihm nach Hause.

Vom nahen Exercirplatze der Artillerie donnerten zufällig die Geschütze, als die beiden vorbeifuhren. Da sprach Ludwig I. zu Schwanthaler: „Wenn das Ehrensalven sind und sie einem von uns beiden gelten, so gelten sie Ihnen, denn jeder Tag Ihres Schaffens ist ein Ehrentag.“

Leider war es Schwanthaler nicht vergönnt, sein erhabenstes Werk vollendet zu sehen und am Enthüllungsfeste den Jubelpreis seiner Mühen einzuernten. Der ihm von seinem König für diesen Tag zuge dachte Lorbeerkranz konnte ihm nicht auf die

Stirne gedrückt, er mußte auf sein Grab gelegt werden. —

Gedenken wir noch des genialen Erzgießers Miller, dem die Ausführung des Niesenwerks in Erz oblag und dessen Verdienst um dasselbe nicht geringer anzuschlagen ist als das des erfindenden Künstlers.

Der ganze Kolos besteht nur aus sieben Stücken, die einzeln in den Jahren 1844—1850 gegossen wurden. Der Guß des Löwen mißlang beim ersten Versuch völlig, große Ausgaben waren damit verloren, und Meister Miller war fast entmuthigt. So traf ihn der König früh Morgens in der Gießstätte. Miller verheßte seine Besorgnisse keineswegs: „Ein Werk von solchen Dimensionen geht über den Mann, meine Manneskraft wenigstens reicht nicht aus!“ Der König ergriff den Arm des Meisters und mit ihm auf und ab promenirend machte er ihm eindringliche Vorstellungen: „Denken sie an den Kolos von Rhodus, dann an Hyspysus, welchem Alexander der Große zum Siegesdenkmal am Granikus 25 Reiterbilder nebst 9 kolossalen Statuen auf einmal zu machen übertrug! Das waren ja auch nur schwache Menschen, wie Sie; dafür bleibt dann Ihr Ruhm unsterblich!“ Wie überall so überwand auch hier der rege Antheil des Königs alle Bedenken, und Meister Miller spannte seine und seiner Gehilfen Kräfte von neuem an.

Sehr schwierig war der Guß des Oberkörpers; 400 Centner Erz mußten auf einmal geschmolzen werden, eine fast um das Doppelte größere Erzmasse, als je einen Gußofen füllte. Dennoch gelang es und es bewahrheitete sich, wie in den früheren und folgenden wichtigen Momenten, der fromme Lebensspruch Meisters Millers: „Doch der Segen kommt von oben.“

Die größte Sorge bereitete der Guß des Kopfes der Statue. Welche Freude, als sich das Niesenhaupt trefflich gelungen zeigte! Zur Hebung aus der Gußgrube erschien der König selbst. Als das Haupt majestätisch emporstieg, begrüßte aus seiner Höhlung Gefang den König, als hätte die Niesin selbst Leben und Stimme erhalten. Als nun vollends 26 Sänger aus dem Innern des Hauptes stiegen, da rief der König enthusiastisch aus: „Gesehen! gesehen! und doch unglaublich!“

Niesenanstrengungen erforderte auch die Zusammenfügung und Aufstellung der Statue. Doch auch dieß gelang. Die Gesamtkosten der Statue allein beliefen sich auf nahezu eine Viertelmillion Gulden.

Am 9ten Oktober 1850 fand die Enthüllung statt. Auf der weiten Theresienwiese wogte eine zahllose Volksmenge; war ja doch zugleich ein Ehrenfest veranstaltet für den Fürsten, dem München so viel zu verdanken hat. Mit donnerndem Jubel wurde er empfangen. Dann begab sich ein Festzug aus Münchner Künstlern und Industriellen bestehend vor das Zelt ihres Schutzherrn, um ihm durch eine Reihe von Geschenken, sämmtlich Werken der Münchner Kunst und Industrie, ihren Dank zu bezeigen.

Hierauf fiel die weiße Hülle des Niesen-Erzbildes. Als es im Strahl der Sonne sichtbar wurde, wollte der Jubel des Volks über das gewaltige Werk kein Ende nehmen. Der König selbst war tief ergriffen und sprach: „Ich bin 64 Jahre alt, hab' viel des Schönen gesehen, so Schönes noch nie, hab' viel Freuden erlebt, doch solche Freude noch nie!“

Die Ruhmeshalle, in deren Mitte sich, wie bereits erwähnt, die Bavaria erhebt, wurde erst einige Jahre später, am 15. Oktober 1853, vollendet. Sie ward gleichfalls auf Ludwig I. Geheiß von dem berühmten Münchner Baumeister L. v. Klenze in zehn Jahren ganz aus Untersberger Marmor erbaut. Sie bildet eine offene, von Säulen getragene prächtige Tempelhalle in dorischem Stil, und hat von ihrem Gründer die Bestimmung, Portraitbüsten derjenigen Männer aufzunehmen, welche entweder als geborne Bayern bedeutend in ihrem Wirken hervortraten, oder als Fremde für Bayern von Bedeutung wurden.

Es sind bis jetzt 80 solche überlebensgroße Marmorbüsten, von vielen berühmten Künstlern gefertigt, in diesem Prachtbau aufgestellt; sie beginnen, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, mit dem Gelehrten Martin Behaim und enden vorläufig mit dem großen Maler Peter v. Cornelius († 1867). —

So gut Worte es vermögen, haben wir das großartige Doppeldenkmal geschildert; den erhabenen Eindruck der Wirklichkeit müssen sich die Leser und Leserinnen, denen ich wünsche, daß sie auf ihrem Lebenswege alle einmal die bayrische Hauptstadt berühren, selbst holen.

Giotto.

Von

Robert Reinick.

Original-Zeichnung von Ludwig Burger.



Hier die wollbedeckten Schäflein,
 Dort die zierlich schlanken Bäume
 Eifrig mit dem Hirtenstabe
 Nachzuzeichnen in den Sand.
 Oftmals dann verdroß es ihn,
 Wenn der Wind in nächster Stunde,

Wenn mit klödem Tritt die Thiere
 Ihn sein liebes Spiel zerstörten.
 Drum, durch Schaden klug geworden,
 Nist' er nun mit spizen Kieseln
 Aus dem Fluß in flache Schiefer
 Seine kind'schen Bilder ein.

Mancher Sommer war dem Knaben
 Fröhlich unter solchem Spiel
 Hingeschwunden, als er einst
 Auf kunstloser Tafel wieder
 Sich ein Schäflein zeichnete.
 Und so eifrig war er heute
 In sein kleines Werk versunken,
 Daß er keinen Blick davon
 Wandte, bis das Bild vollendet.
 Siehe, da gewahrt er plötzlich
 Hinter sich im Ahornschatten
 Einen ernsten Mann, der prüfend
 Seiner Arbeit zugeschaute.
 Bläß aus faltiger Kapuze
 Sah des Fremdlings hages Antlitz,
 Dicht vom rothen Bart umkränfelt;

In dem Blüthenthal des Arno,
 Auf den weichen grünen Matten,
 Die vom klaren Strom erfrischt
 Sich mit tausend Blumen schmücken,
 Weidete vor langen Jahren
 Giotto, eines Landmanns Knabe,
 Seines Vaters kleine Heerde.
 Frisch, wie um ihn her die rothen
 Stauden, blühte seine Wange
 Und in heller Freude schweifte
 Durch das Thal sein klarer Blick,
 Achtsam bald den jungen Lämmern
 Zugewandt, bald in die Schatten
 Der Kastanien sich versenkend,
 Der Cypressen auf den Hügeln,
 Bald den lichten Wolken folgend,
 Die am blauen Himmel ziehn.

Und so klar und tief und innig
 Ging die Schönheit dieser reichen
 Gotteswelt dem Knaben auf,
 Daß des Herzens Lust ihn lehrte,
 Alles, was erspäht sein Auge,

Und so strenge war der Blick
Seiner dunklen Feueraugen,
Daß der arme kleine Giotto
Fast erschrak vor ihrem Licht.

Doch sofort mit mildem Ton
Wandte sich zum Hirtenknaben
Cimabue — denn er war's —
Jener hochgepriesne Maler,
Dessen mächt'ger Schöpfergeist
Wiederum die Kunst in's Leben
Rief aus starrem Todesschlummer.
Und er sprach: „Komm mit mir, Kleiner;
„Hast du Freud' an solchem Thun,
„Sei mein Schüler, daß dereinst
„Du zu Gottes und der Jungfrau
„Lob und zu der Menschen Freude
„Schmücken mögest' Kirch' und Kloster
„Mit den Werken deiner Hand.“

Tief erschüttert stand der Knabe,
Und vor Schlichternheit und Freude
Glühend, sprach er: „Lieber Herr,
„Wollet meinen Vater bitten,
„Daß er Urlaub mir gewähre;
„O wie froh dann folg' ich Euch!“

Also that es Cimabue,
Und mit seines Vaters Segen,
An des Meisters Seite zog
Giotto nach Florenz und weihte
Sich fortan mit voller Seele
Seiner auserwählten Kunst.
Und weil früh der Hirtenknabe
Dort im Blüthenthal des Arno
Aus dem frischen Lebensborn

Der Natur sich satt getrunken,
Konnt' er nun mit Lebensfrische
Neu die alte Form durchströmen,
Drin des Meisters strenger Sinn
Noch gefangen hielt die Kunst.
Und dieselbe Lebensglut
Hat er noch in späten Jahren
Selbst den Steinen eingehaucht,
Daß zu Gottes und der Jungfrau
Lob und zu der Menschen Freude
Sie, zum hehren Bau gefügt,
Wie beseelt gen Himmel strebten.
Doch zuletzt, nachdem er rastlos
Schaffend manch ein Werk vollendet,
Das die spätesten Enkel noch
Mit andächtiger Bewunderung
Schauen, und nachdem im Umgang
Dante's und der edelsten
Männer seiner großen Zeit
Er geläutert seine Seele,
Drückte sanft der Todesengel
Ihm den Kranz des ew'gen Lebens
Auf das greise Künstlerhaupt.

Giotto, munt'rer Hirtenknabe!
Glücklich, wer wie du im Schatten
Der Cypressen und des Delbaums
Spielend, mit dem Hirtenstabe
Sich bereitet solch ein Leben!

Giotto, hochbegabter Meister!
Selig schon hienieden, wer
So wie du, den Pfad der Kunst
An des gotterfüllten Dichters
Seite wallt, den Blick erhoben
Zu des Paradieses Palmen!

Anmerkung für die älteren unserer jungen Leser.

Die Kunst der Malerei, welche nach der Einführung des Christenthums in Italien sich noch auf einer gewissen Höhe behauptete, sank nach dem 6. Jahrhundert fort und fort bis zu gänzlicher Unbedeutendheit und Noheit herab. Erst im 11. und 12. Jahrhundert, nachdem byzantinische Maler ihre Kunst nach Italien getragen und die Kirchen und Altäre mit ihren Werken geschmückt hatten, erwachte auch in Italien wieder das Kunsttalent dieses reichbegabten Volkes aus seinem vielhundertjährigen Schlummer. In den ersten Werken der wiedererstandenen italienischen Malerei finden wir noch ganz die gezwungene Darstellungsweise der byzantinischen Kunst beibehalten, lange, magere Gestalten, große scharfsunskriebene Bügel, überreiche Gewänder u. dergl. Die eigentliche Aufgabe der Kunst, die schöne Nachbildung der Natur, schien von den Künstlern vergessen, und eine strenge Nachahmung überlieferter Formen zum alleinigen Gesetz der Darstellung geworden zu sein. Der erste Meister, der sich in seinen Schöpfungen wieder an die Natur wandte, und dessen Gestalten wieder Freiheit des Gedankens und Lebendigkeit des Gefühls zeigten, war Gio. Cimabue aus Florenz, derselbe Meister von welchem unser Gedicht hier spricht.

Der große Umschwung aber, den die Kunst in Italien erfuhr, die sich fortan wieder ihrer wahren Bestimmung erinnerte, wurde eingeleitet durch einen hochbegabten Künstler, der zugleich Maler, Bildhauer und Baumeister, und kein anderer war, als Giotto di Bondone aus Vespignano bei Florenz, geb. 1276, gest. 1336, eben jener arme Hirtenknabe, dessen rührende Jugendgedichte unser liebenswürdiger Dichter in so begeisterten Strophen besingt. Giotto, der Schüler Cimabue's, wurde der Schöpfer der neuen italienischen Malerei, dessen Geist und Styl ein Jahrhundert lang die Kunst in Italien beherrschte.

Überall in Italien entstanden nun Malerschulen und allerorten traten bedeutende Kunsttalente hervor. Bald entwickelte sich nun jene herrliche Blüthenperiode der Kunst, welche in der Geschichte der Menschheit ohne Gleichen dasteht, und in den Schöpfungen Raphaels, Michel Angelos und vieler anderer Meister die Welt mit Meisterwerken beschenkte, deren Schönheit durch alle Zeiten leuchtet wird. (Siehe E. Försters Abriss der allgemeinen Kunstgeschichte.)

Das obige Gedicht unsres unvergesslichen Robert Reinick, der auch ein trefflicher Maler war, ist eine Jugendarbeit des Dichters, das zur Zeit seines Aufenthaltes in Düsseldorf, mit vielen andern herrlichen Liedern entstand.



Märchen von den zwei Fröschen, die das Nähen lernten.

Von

Victor Blüthgen.

Initial und Schlußbild von Fedor Flinger.

Es waren einmal zwei Frösche, die lebten mit einander in einem großen Garten. Als sie nun eines Tages, da die Sonne hell in den Garten schien, vor ihrer Thür saßen und sich wärmten, hörten sie mit einem Male etwas mit einem lauten Krach neben sich auf die Erde fallen, so daß sie heftig erschrakten und eiligst davon springen wollten.

Dicht vor ihnen lag nämlich zappelnd ein großer Käfer, den sich ein wilder Spatz zum Mittagbrot gefangen und übel zugerichtet hatte. Den ganzen Bauch hatte der Räuber dem armen Schelm aufgehackt und nur durch ein Wunder war dieser aus seinen Klauen entkommen. Jetzt flehte er die beiden Frösche um Hilfe an, und diese besahen sich mitleidig den Käfer, der aus Leibeskräften schrie und über große Schmerzen klagte. „Höre du,“ sagte der eine Frosch zum andern, „wenn wir doch nähen könnten; dann könnten wir jetzt dem armen Dinge den Bauch wieder zunähen, daß es nicht stirbt.“ „Der tausend!“ sagte der andere; „das ist ein herrlicher Einfall; wir wollen gehen und es lernen.“ Der erste war es zufrieden, und so trösteten sie den Käfer, er sollte nur warten, sie würden ihm schon helfen. Sie gingen darauf zur Näherin in die Stube und quakten immer zu, sie wollten nähen lernen. Aber die Näherin verstand sie nicht, schimpfte sie Dickbäuche und Kahlköpfe, nahm einen großen Besen und lehrte sie hinaus.

Als sie draußen waren, rathschlagten sie mit einander, was nun zu thun sei. Sie kamen endlich überein, erst in die Schule zu gehen und das Nähen zu lernen. Wie sie aber an die Schule kamen, getrauten sie sich nicht hinein zu gehen wegen der Buben, die den armen Fröschen immer so übel mitspielen. Während sie rathlos dastanden und hin und her sammelten, kam aus einem Mäuselocher eine Maus

heraus und besah sich das Wetter. „Grüß Gott, Gevattern,“ sagte sie, als sie der Frösche ansichtig wurde, „wollt ihr eine Badereise antreten?“ Die Frösche erzählten ihr, wie es ihnen gegangen sei und in welcher Verlegenheit sie sich befänden. „Wenn's weiter nichts ist,“ meinte sie; „dem Dinge kann abgeholfen werden,“ lud die Frösche in ihre Wohnung ein und brachte sie zu einem Loche, durch welches man in die Schulstube sehen konnte. Da saßen denn die beiden Frösche mäuschenstill vor dem Loche und horchten und horchten, bis sie dem Schulmeister das Nähen abgelernt hatten; und es war ihnen gar nicht so schwer geworden, weil sie beide schon bei Jahren und sehr verständig waren. Wie nun der Schulmeister gerade einem widerspenstigen Buben ein Dutzend aufzählte, wovon auch nicht einer daneben fiel, wurde es ihnen angst und sie ließen sich von der Maus davon führen. Sie gingen darauf abermals zur Näherin und berichteten ihr deutlich, was sie im Sinne hätten. „Schön,“ sagte diese; „aber wo habt ihr das Lehrgeld?“ Da gestanden die Frösche betrübt, daß sie kein Lehrgeld hätten. „Dann macht, daß ihr fortkommt,“ sagte die Näherin kurz, „denn umsonst ist der Tod, und der Kaffee wird alle Tage theurer.“

So standen die beiden wieder auf der Strafe und hingen die Köpfe. „Mir fällt etwas ein,“ sprach endlich der eine, wir wollen zur Muhme Unke gehen, die ist reich und hat den ganzen Keller voll Geschmeide.“ — „Wenn sie mir nicht so geizig wäre,“ sagte der andere. Sie machten sich aber doch auf den Weg und kamen zu der Unke; die saß unter einem Lattichblatte und fing Fliegen. Sie war aber alt und sehr wohlbeleibt; deshalb wollte die Jagd nicht glücken, was ihr sehr verbrießlich war, weil sie gerade recht großen Appetit hatte. „Willkommen, theure Anverwandte,“ rief sie den Fröschen entgegen, und wackelte so schnell sie konnte, unter dem Lattichblatte hervor. „Seid so gut und verhelft eurer alten Muhme zu ihrem täglichen Brote.“ — „Gerne,“ sagte

der eine Frosch, „aber wir müssen ein Geschmeide dafür haben.“ Zwar verdroß das die Unke sehr, aber Hunger thut weh. „Wenn ihr jeder eine Mandel Fliegen fangt,“ meinte sie endlich mit saurem Gesicht, „so sollt ihr ein Ringlein haben.“ Da stellten sich die beiden Frösche auf den Anstand, und weil sie noch ziemlich behende waren, brachten sie zuletzt die beiden Mandeln zusammen und ebendrein noch ein paar Mücken, welche sehr zart schmecken, als Zugabe. Dafür erhielten sie das goldne Ringlein, trugen es zur Näherin und jetzt unterwies sie diese auf's beste. Zum Abschiede schenkte sie ihnen dann noch eine Nadel und einen Faden Zwirn vom allerfeinsten, und so wanderten sie vergnügt nach Hause. Als sie aber zu dem Käfer kamen, war der schon todt. Da klagten sie sehr und begruben ihn und setzten einen großen weißen Kieselstein auf sein Grab als Denkmal. Jetzt wußten sie aber nicht, was sie mit der



Nadel und dem Zwirn anfangen sollten. „Weißt du was?“ sagte endlich der eine zum andern, „wir wollen uns jeder ein Ende des Fadens an's Bein nähen, damit wir uns nicht verlieren können.“ Dem andern gefiel das Stück, und so führten sie es aus. Wie sie aber eben damit fertig waren, kam ein großer

Storch spaziert, der noch kein Abendbrot verzehrt hatte. Die Frösche wollten ihm eiligst entweichen, aber das ging nicht, denn jeder hielt den andern am Beine fest. So faßte der Storch erst den einen bei den Hinterbeinen und verschluckte ihn, und nun war auch der andere verloren und mußte seinem Gesellen

nachmarschiren.

Jetzt waren die Frösche beide todt. Die Nadel aber steckt noch in der Erde, gerade an der Stelle, wo sie von dem Storch verspeißt wurden, und wer mir's nicht glauben will, kann selber hingehen und die Nadel suchen.

Vaer de Gaern.

Von

Klaus Groth.

Illustration von Ludwig Richter.

VI.

Es ist ein durchaus richtiger Gedanke, der sich in den Worten ausspricht: Ein Segen für das deutsche Land, daß wir Eine gemeinsame Sprache gebrauchen in unsern Büchern, Briefen und Documenten, im Reichstage, auf der Kanzel, dem Theater. Das deutsche Reich wäre nicht zu Stande, das deutsche Heer nicht zusammen gekommen ohne sie. Die deutschen Stämme hätten sich nie geeinigt ohne sie, wären Schwaben Franken Hessen Sachsen Friesen geblieben, wie Napoleon Bonaparte sie wünschte, fremd mißtrauisch neidisch gegen einander, wie Holländer und Rheinländer, wie Dänen und Schleswiger, weil sie einander niemals vollkommen verstanden hätten; — noch mehr ein Raub der Fremden, als sie es schon ohnedieß gewesen. Die gemeinsame Sprache war das Band, stark und mächtig genug sie zusammen zu halten, was weder Kaiser noch König vermocht,

stark und weitreichend genug selbst diejenigen deutschen Brüder zu fesseln, welche fern von der Heimath ihre Wohnstätte gesucht haben, oder räumlich nahe durch politische Grenzen von uns geschieden sind.

Diese Einheit der Reichssprache kam nicht von selbst, wie etwa ein Krystall entsteht, sondern sie ist das schwere, mühsame Werk deutscher Schriftsteller; diese sind die ersten Kämpfer gewesen in dem Kampf um die Größe, ja um's Dasein der deutschen Nation, und jeder von ihnen, der für diese Einigung der deutschen Sprachen zu Einer deutschen Sprache mit gewirkt hat, verdient noch jetzt auf seinem Grabe einen Eichenkranz.

Ein ganz anderer Gedanke aber ist der, daß mit der Einigung der Stammsprachen zu einer Gesamtsprache jene untergehen müßten. So richtig wie jenes, so falsch ist dieses, und es ist keineswegs daselbe, und nicht weniger verdienen die den Dank

der Nation, welche mit Erfolg dafür wirken, daß die deutschen Mundarten erhalten werden und nicht untergehen.

Daß wir in dem schrecklichen Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege nicht geistig vollständig unterjocht worden sind von unsern Feinden ringsum, daran haben die deutschen Mundarten nicht weniger Antheil und Verdienst, als die Schriftsprache und die hochdeutsche Litteratur, besonders in dem Kampfe gegen das Franzosenthum. Unsere höhern Stände waren schon vollständig besiegt und unterjocht. An den kleinen Höfen deutscher Fürsten, auf den Schlössern der Adlichen, in den Häusern der Reichen wurde womöglich nur französisch gesprochen, der Briefwechsel französisch geführt, fast nur französische Bücher gelesen. Selbst wenn man deutsch schrieb, mischte man wenigstens so viel wie möglich französische Brocken hinein, als wären's Rosinen im Brodteig und würde die gemeine verachtete eigne Muttersprache dadurch erst schmachhaft und genießbar.

Wie Briefe und Bücher damaliger Zeit ausfahen, das könnt ihr euch leicht von euren Eltern oder Lehrern zeigen lassen, ich mag keinen Raum damit verschwenden euch hier Beispiele abdrucken zu lassen. Oft war jedes zweite dritte Wort französisch oder halb und halb, und die eine Hälfte alsdann geschmacklos mit lateinischen Buchstaben geschrieben und gedruckt. Dr. Bollert führte sogar kürzlich im „Salon“ Heft 8 S. 979 alte Gesangbuchverse an, worin man einzelne Vocabeln übersetzt hat, um sie zeitgemäß „fürnehm“ zu machen, z. B.

Mon Dieu, wenn mir das kömmt ein,
Was ich toujours begangen,
So fällt mir auf mon coeur ein Stein
Und bin mit peur umfangan.

Wäre das eigentliche deutsche Volk in dieser Richtung mitgegangen, so wäre unsere Sprache, so wären wir selbst verloren gewesen.

Man mag sagen, es sei nicht die Tugend des Volks, die es zurückgehalten, sondern seine Unfähigkeit mitzugehen. Um so mehr war es dann die Tugend der deutschen Mundarten, welche verhinderten, daß das deutsche Volk seiner Neigung dem Fremden nachzulaufen folgen konnte. Die Schriftsprache, die Schriftsteller hätten das Uebel nicht gehindert, den Schaden, wie er schon angerichtet war, nicht mehr bessern können. Denn der Geschmack war verdorben, das Gefühl für Urdeutsch, für reines Brod, für reine Sprache war untergegangen. Die Sprachreiner, die sog. Puristen, warfen die Rosinen hinaus und setzten Brombeeren an die Stelle. Die Sprache wurde

unter ihren Händen noch buntscheckiger und geschmackloser als sie schon war, oder pedantisch unerträglich.

Wo sollte man wieder reines Deutsch lernen als beim deutschen Volke, bei den rein gebliebenen deutschen Mundarten? Und das thaten denn auch unsere großen Sprachmeister, wie Lessing, Herder, Goethe, wie es einst Luther gethan.

Und wer hat im Elsaß oder in Schleswig das Deutschthum gerettet? Das Schriftdeutsch gewiß nicht, das hat unten bei Knecht und Magd keine Macht; das thut der heimathliche Laut mit seiner traulichen Gewalt über Herz und Gemüth, das hat in Schleswig gegen andrängendes Dänenthum hundert Jahre lang ein Moderisprat, das Plattdeutsch gethan, und ihr mögt euch denken, daß ich glaubte in meiner Weise mitzukämpfen, als ich in der schlimmsten Dänenzeit meinen Quickborn schrieb. Was hätte meinen Landesleuten damals eine hochdeutsche Gedichtsammlung genützt und geholfen?

Diese Zeiten, diese Feinde kommen nicht wieder. Wollen's hoffen. Die Feinde sind jetzt ja endlich auch mit dem Schwerte geschlagen.

Aber wer steht dafür, daß es nicht andere Feinde gibt als die besiegten, heimliche vielleicht, gar in unserer friedlichen Mitte, in unserer eigenen Brust.

Wenigstens lauert hier der schlimmste Verbündete, der auch dem Franzenthum zum Siege verholffen: die Eitelkeit, die Bornehmthuerei, die sich der niedern Abstammung schämt, sich auch in der Sprache unterscheiden und auszeichnen möchte, und sei es vor Vater und Mutter.

Jedenfalls hieße es, wenn nicht den Ball niederwerfen gegen die Feinde, doch die Goldmine verschütten, woraus das deutsche Reich das Metall schöpft, um den Schatz der deutschen Reichssprache immer neu zu prägen, und wenn nöthig, wie es bei Gründung seiner Flotte gethan, zu mehren; es hieße jedenfalls dem Vaterlande Schaden zufügen, wenn man die deutschen Stammsprachen untergehen ließe, wenn man die Schriftsprache auch allgemein als Mundsprache einführte.

Am meisten leiden natürlich die Stämme selbst, deren Sprache untergeht. Darüber müßt ihr noch mit mir einige Betrachtungen durchdenken; dann wird es euch bis zum Erstaunen klar werden, welche Thorheit diejenigen begehen, die mit dahin arbeiten.

Am tiefsten greift der sittliche Schaden. Die Kinder schämen sich ihrer Eltern, die Eltern verstümmen und schämen sich ihrer schönen alten Sprache, oder sie sind noch eitler als die Gaeren und parliren hochdeutsch mit wie ihre Großeltern einst französisch mit radebrechten: „Liebe Zoffie, lang mich

mal den Knüttwihr her!“ Und die liebe Tochter Sophie antwortet: „Stricksticken, Mutter; es heißt: lange mich mal den Stricksticken her.“ Und wenn ein Sohn der Sophie später einmal englisch lernen soll, so weiß er nicht mehr was to knit und was wire bedeutet, und was hochdeutsch ein Knoten sei, mag er in Grimms Wörterbuch nachschlagen. Wenn der gelehrte Sohn von der Universität nach Hause kommt, fragt er den Vater auf dem Felde nach der Harke: Was ist das für ein Ding? bis er, auf die Zähne (Zinken) des Rechens getreten, ihm diese an den Kopf geschlagen, und er im Schmerze ausruft: De verdammte Harke! So wenigstens spottet schon die gesunde Volkserzählung, und wenn es auch nicht so arg ist und nicht allgemein: jedenfalls spricht der Herr Sohn mit dem Herrn Pastor, dem Herrn Kirchspielvoigt, dem Herrn Lehrer das was alle vier für hochdeutsch halten, und wenn Hochzeit, Kindtaufe, Kirchenvisitation, Commüneversammlung ist, so sitzen die Alten, Erfahrenen stumm und ohnmächtig in der Versammlung, wo gerade sie reden sollten, aber nicht können, weil man sich in der Versammlung der Volkssprache, des uralten ererbten Besitztheils der Vorfäter aus verächtlicher Unwissenheit schämt.

Es ist nicht zu sagen, welchen Schaden das auch in Holstein und Schleswig, selbst auf dem Lande angerichtet hat, wo man doch sonst noch sich rühmt auf Eigenart zu halten, „berechtigte Eigenthümlichkeiten“ zu bewahren. Mit der Sprache schämte man sich bald auch des alten Hausraths. Wir besaßen einst in den Herzogthümern, besonders an der Westseite, eine Bildschnitzerei in Eichenholz, die von den Thürpfosten bis zur Bettstelle jedes Geräth des Hauses — Stiefelnrecht, Mangelbret, Zunderbüchse, Stühle, Tische, Schränke, Kaden — meistens mit religiösen Figuren sinnig geschmückt hatte. Jedes Geräth sprach und erzählte eine Geschichte, oft vom Urahn her, der etwas von diesen Sachen selbst gemacht. Wenn es nichts weiter gewesen, so waren es Pietät und Religion, die sie geschaffen und erhalten hatten. Auf langen Seereisen schnitzten die Matrosen für ihre Eltern oder für ihre Braut daheim; in langen Winterabenden schnitzten Hausväter für ihre Kinder, für Verwandte zu irgend einem Familienfeste; schöne sinnige Sprüche zieren ihre Arbeit. Kein Geräth war leer, gemein, bloß des Gebrauches wegen da. Dieß wäre genug gewesen. Aber es war mehr dahinter. Die Arbeit war eine Kunst, eine immerwährende Kunstschule, aus welcher Werke von einer Bedeutung hervorgingen, wie seiner Zeit die griechischen, die italienischen, die niederländischen gewesen sind. Ihr

meint, ich übertreibe? Dann geht nur einmal nach Schleswig in den Dom und seht das Altarblatt von Hans Brüggemann, und hört einen Kunstkennner wie Prof. Friedrich Eggers, ob die berühmten Ghibertischen Broncebüren in Florenz diesem nordischen Schnitzwerk in Eichenholz vorzuziehen seien. Oder geht zum Prof. Thaulow in Kiel oder dem Maler Magnussen auf der Langenreihe in Hamburg, und laßt euch die geretteten Trümmer zeigen, die sie aus Bauerhäusern vom Torfboden oder vom Kirchboden zusammengesucht haben, nachdem Jahre lang Schiffsladungen des Besten davon durch Händler für Spottgeld zusammengekauft und für Pfundsterlingspreise in England verkauft waren.

Es sind nicht meine Reflexionen, sondern die solcher erfahrenen Sammler, wenn sie berichten: Zuerst schämten die sog. gebildeten Kinder sich der Sprache der Eltern, dann ihres Hausrathes. Sohn und Tochter brachten Hochdeutsch und Mahagonimöbel, blank, glatt, unpassend zu Allem, unbequem und häßlich, in die Bauernhäuser, und nun war's um die Kunst gethan. Verachtung des Eigens riß ein. Ja, einer meiner Gewährsmänner versicherte mir: in den Gegenden, wo sich noch am längsten etwas herrlicher alter Hausrath erhalten, wo die Reste der alten Landestracht noch von fünf sechs alten Frauen beibehalten, dort sei in den traurigen fünfziger Jahren der dänischen Reaction eine Trunkucht eingerissen gewesen, welche gedroht die starke Nation zu verwüsten. Dieß alles, sagte er, weil man von oben angefangen dem Volke seine eigne Seele, seine Sprache verächtlich zu machen.

Wem da scheint, daß dieß zu weit gegangen sei, der besuche nur einmal Holland, das plattdeutsche Land, das seine Sprache, seine Kunst und Kunstschätze bewahrt hat. Diese Rembrandt, Hals, von der Helst, Steen, Douw sind ganz dieselben Leute, ihre Richtung ist ganz dieselbe wie die von Brüggemann und seiner Schule. Und wer war denn etwa der Wiederhersteller aller neuen bildenden Kunst, der Lehrer von Thorwaldsen, Cornelius, Kaulbach, Rahl? Ein Schleswiger Müllerssohn war es, der im Dom an Brüggemann nachweislich seine ersten Studien gemacht, Asmus Jacob Carstens war es.

Ich will euch aber noch auf einen andern Verlust aufmerksam machen, den wir beim Aufgeben der Stammsprache erleiden.

Un seiner ererbten Mundart besitzt jeder deutsche Volksstamm eine Summe des Wissens und der Weisheit, eine Aufforderung zum Nachdenken, die ihn auf Wegen und Stegen, bei seiner Arbeit, die ähnlich geblieben, bei seiner Erholung begleitet, und

die er einfach wegwirft mit der Sprache, um sich mit mir und mich, Präpositionen und solchen Lappalien abzuquälen, die er sein Leben lang doch nie sicher beherrschen lernt. Seine Muttersprache belebt ihm seine Heimath, erzählt ihm von der Vergangenheit ohne Buch, ohne Schulmeister. Wenn der Hochdeutsche nach Holstein kommt, so weiß ihm der Einheimische bei Kiel zu sagen, daß Ellerbek Erlenbach bedeutet, Quarnbek Mühlenbach, Quarn

Queern Handmühle, Queernbütel sei der Mehlbeutel und bedeute bildlich einen langsam sprechenden Menschen; qu eer hieß auch dweer, dweern tweern daher langsam sprechen. Elmshagen sei Umenwald, Haferkost (Havelhorst) Habichtsnest, Ahrensböf (Aarnsböf) Adlerbuche, Apeldaer (Appeldorn, häufiger Dorfname) Eberesche. Wenn er es nicht mehr weiß, hat er es schon über seinen hochdeutschen Präpositionen vergessen.



Frühling.

De Spree de is kam,
Singt lustig vun babn,
Kumt of wul de Habbar,
Kumt of wul dat Fröhjahr
Un all wat der singt,
Wat Summer uns bringt.

De Winter is hin
As Snee anne Sün,
As Kummer an Morgen,
As Klagen un Sorgen
Un Gram aewer Nacht,
Wenn Hart wedder lacht.

Der Staar ist gekommen — singt lustig von oben — kommt auch wohl der Storch — kommt auch wohl der Frühling — und alles was singt — was Sommer uns bringt.

Der Winter ist hin — wie Schnee an der Sonne — wie Kummer am Morgen — wie Klagen und Sorgen — und Gram über Nacht — wenn's Herz wieder lacht.

Die Tausendkünstler.

Text und Illustrationen von

Fedor Flinzer.

Noch einmal Moosbilder. Federbilder. Nochmals das Pfeffertuchhäuschen. Ein prachtvoller Christbaum. Selbstgefertigte Phantaseblumen. Krone. Badwerk. Bäckerladen.

„Wenn ich nur wissen sollte, was der Bruder Karl mit all dem Zeug anfangen will,“ sagte die alte Köchin Trine zu ihrer kleinen Freundin Gretchen; „erst vorhin mußte ich Thon für ihn vom Töpfer holen, seit etlichen Wochen ist kein Korb mehr vor ihm sicher, und gestern, als ich die Tauben rupfte, bat er mich, daß ich ihm die Federn aufheben möchte, gerade so wie vor acht Tagen, als er von den Rebhühnern alle, auch die kleinsten Federchen sammelte und aufhob. Aus dem Ruthenbesen wollte er mir auch noch Ruthen ausbrechen, ich glaube er hat es, trotz meines Verbotes, heimlich doch gethan. Mein schöner weißer Sand nimmt in letzter Zeit bedenklich ab, und ich denke, daß Karl auch von dem verbraucht. Weißt du nicht, was er damit macht?“

Gretchen lächelte schlau und erwiderte mit geheimnißvoller Miene:

„Weihnachtsgeschenke macht er, aber sage Niemandem etwas davon. Wenn du nichts ausplaudern willst, werde ich dir's erzählen. Du kennst doch das hübsche Moosbild, welches Karl dem Papa zum Geburtstag schenkte. So ein Bild macht er jetzt dem Onkel, aber ein viel schöneres mit Felsen und Ruinen, mit Büschen und Bäumen. Dazu schneidet er die Korke in ganz feine Plättchen und Streifen und klebt diese so fein auf das Papier, daß sie aussehen wie gemalte Felswände und Mauern.

„Aber mit den Federn,“ forschte die neugierige Trine weiter, „mit denen wird er doch keine Landschaften vorstellen können?“

„Oh, mit den Federn macht er ganz besonders schöne Sachen,“ entgegnete Gretchen; „freilich ist er mit seinem Kunstwerke noch nicht ganz fertig. Wenn du nicht plauderst, will ich dir es einmal zeigen.“ Wie der Wind war das flinke Mädchen fort und wieder zurück, in den Händen ein kleines Reißbret tragend, welches sauber mit einem Bogen Papier verdeckt war. „Hier sieh her,“ rief Gretchen und schlug das Blatt zurück. Ein Ausruf des Erstaunens folgte bei Trine.

„Nein aber ist der geschickt!“ rief sie aus. „Guck, da sind meine Rebhühnerfedern und da oben

die von der weißen Taube. Aber wie ist er nur im Stande das alles so schön zu machen?“

„Nun, das kann ich dir sagen,“ meinte Gretchen, „du wirst's doch nicht nachmachen. Du siehst, daß hier der eine Vogel ein Rebhuhn vorstellt, das andere ist ein Schwan. Die beiden Thiere hat er aus seiner Naturgeschichte abgezeichnet und Luft und Wasser sind gerade so gemalt wie bei dem Moosbilde.“*) Dann hat Karl die Federn gut sortirt und je nach der Größe aufgeklebt. Ich habe es nachmachen wollen, aber es glückte mir nicht, weil ich, wie Karl sagte, die Federn zu sehr mit Gummi arabicum bestrichen hatte. Er zeigte mir dabei, wie er es anfang. Er bestrich nämlich die ganze Figur des Vogels mit Gummi und ließ diesen trocken werden, so daß es aussah wie die Rückseite einer Briefmarke. Dann feuchtete er allemal bloß diejenige Stelle mit einem kleinen Pinsel an, welche er bekleben wollte. Die Federn müssen aber recht dicht neben einander und wie die Dachziegel fest über einander gelegt werden. Beim Schwanz des Vogels wird angefangen.

Trine hatte nur halb auf die Erklärung gehört und nur immer die feine Arbeit bewundert. „Und wie schön die Federn ausgesucht sind!“ meinte sie, „im Schwanz und in den Flügeln die langen und am Halse und Kopfe immer feinere. Aber wo hat er denn die schönen Augen her genommen?“

„Die sind von schwarzem Siegellack,“ erklärte Gretchen, das hat er erst etwas warm gemacht und spitz gebrückt, alsdann aber kleine Tropfen auf ein Papierchen fallen lassen, diese dann ausgeschnitten und aufgeklebt. Nicht wahr, sie funkeln wie Glasaugen? Aber die Bilder werden noch viel hübscher, denn unten herum auf dem Fußboden wird noch Moos angebracht; ich sage dir, alsdann wird das Bild reizend!“ schloß Gretchen und trug das Kunstwerk, nachdem sie es sorgfältig wieder eingepackt, an Ort und Stelle zurück.

Unterdessen befand sich Karl bei seinem Busen-

*) Die Anweisung hierzu findet der junge Leser in Bb. II. Seite 28.

freunde Fritz. Dieser hatte das im vorigen Jahre gefertigte Pfefferkuchenhäuschen, oder richtiger dessen hölzerne Ueberreste wieder hervorgesucht und mit Karls Hülfe eine Erweiterung des Baues dadurch hervorgebracht, daß er an beide Seiten kleinere, zu Häuschen umgestaltete Kästchen ansetzte und das Ganze auf einen umgekehrten, sehr flachen aber breiten Kasten befestigte, der wiederum auf ein etwas größeres Bret genagelt war. Das Häuschen mit seinen Anbauten an beiden Seiten war bald wieder frisch mit weißem Papier überzogen und dann mit dem herrlichsten Pfefferkuchen, Bisquit, Marzipan, Confect aller Art bedeckt und decorirt. Die Bäume waren dieses Jahr aus Beseureis und Moos hergestellt, welches letztere mittelst feinen sogenannten Blumenbrahtes an die Reiser befestigt war.

Die in reicher Anzahl vorhandenen Blumen und Früchte waren natürlich essbar, ebenso wie das Reh, welches unten an der Mauer stand, und sogar die mit gelbem Farinzucker dickbestreuten Wege. Der Storch auf der Esse war im vorigen Jahre nur wegen der Schönheit seiner Figur dem Schicksale des Aufessens entgangen,

und paradierte stolz im Neste aus Fadennudeln, in dem sich frisch gelegte Zuckereier befanden. Hansel und Gretel standen frisch gekleidet im Garten. Die böse Hexe hatte aber in der Verwirrung den Kopf so verloren, daß er absolut nicht wiederzufinden war. Fritz wußte aber Ersatz zu schaffen, in welcher Weise, werden wir später erfahren. Das Häuschen nebst Umgebung stand fix und fertig da, als Karl fragte: „Hast du denn auch an den Christbaum gedacht? Papa hat mir aufgegeben einen anzuschaffen, und ich soll ihn natürlich auch ausputzen. Weißt du vielleicht etwas dazu Brauchbares?“ Fritz antwortete nur mit gravitäischem Kopfnicken, erschloß ein Fach seines in dieser Beziehung fast unerschöpflich erscheinenden Schreibpultes und brachte eine prachtvolle große Papierblume daraus hervor. Ein lautes Ah! ertönte aus seines Freundes Munde. „Aber,“ sagte Karl, „das kostet mehr Geld, als ich habe, wenn ich einen ganzen Baum solcher Blumen kaufen soll.“ „Selbstgemacht, nicht gekauft,“ schmunzelte Fritz; „sieh nur her, wie ich es gemacht habe.“ — Dabei nahm er

ein Päckchen aus Seidenpapier geschnittene glatte Blätter und Blättchen von verschiedener Form, Farbe und Größe aus dem Kasten. Drei bis vier derselben waren stets zusammengefaltet und auf einmal geschnitten, und lagen noch in der Lage zusammen, in welcher sie entstanden; sie bildeten so eine Art Buch, dessen Rücken durch die große Mittelrippe der zukünftigen Blätter hervorgebracht war. Fritz breitete ein reines Tuch von grober, fester Leinwand auf den Tisch, legte das zuletztgenannte Päckchen darauf, salzte über den Rücken desselben das Tuch, so wie Figur zeigt (das innenliegende Päckchen ist durch Punkte markirt), stemmte kräftig die Faust auf A und zog mit der Rechten den Zipfel des Tuches unter derselben hinweg. Der Erfolg war überraschend. Die

im Tuche gepreßten Blätter wurden auseinandergefaltet und bewundert. Karl konnte sich nicht satt sehen an den prachtvollen Linien der Kerbungen, die so leicht herzustellen waren. Noch ein festes Tuch wurde herbeigeschafft und beide Freunde arbeiteten mit gemeinsamen Kräften an der Herstellung einer großen Anzahl von Blumen der ver-



schiedensten Art. Freilich waren dieß keine Nachahmungen von wirklichen Blumen. Die rege Phantasie der Knaben schuf immer neue Formen und wußte immer brillantere Ausschmückung hervorzubringen. Haselnüsse, mittelst Siegellack an Fädchen befestigt und vergoldet, dienten als Pistille, Staubfäden fertigte man aus bunter Wolle, und es dauerte gar nicht lange, so war ein wahrer Berg von Blumen der prächtigsten Arten entstanden. Mit Blumenbraht wurde das Befestigen am Baume ermöglicht. Von den Ketten und Reßen, die am vergangenen Christfeste übrig geblieben und aufgehoben worden waren, benutzte man nur wenige, da die Hauptwirkung des Baumes sonst geschmälert worden wäre. Fritz meinte, es müsse dieser Baum etwas ganz Apartes, noch nicht Dagewesenes werden, und durch die Ketten würde er wieder dem gewöhnlichen zu ähnlich. Für die Ketten erfanden die intelligenten Knaben noch einen anderen Schmuck. Karl malte auf steifem buntem Cartonpapier große, zu den Blumen passende Schmetterlinge, und befestigte diese in gehörigen Entfernungen

zwischen und auf den Blumen. Besonders schön nahm sich ein blendend weißer Apollo mit seinen rothen Augen aus. Das Grau und Schwarz in den Flügeln war mit schwarzer Kreide und mit dem Wischer gezeichnet. „So geht's am schnellsten,“ meinte Karl. Ein Pfauenauge machte nicht die gewünschte Wirkung, weil das Braun der Flügel etwas zu dunkel gerathen war. Es wurde deshalb heller gefärbt. Sehr schön sah auch ein Schwalbenschwanz aus, der des Abendlichtes wegen aus orangegelbem Papier geschnitten war.



Fig. 1. Zusammengefaltetes und in Blattform zugeschnittenes Pächten Seidenpapier.
 Fig. 2. Zusammengelegtes Tuch (die punktirte Linie deutet die Lage der Klätter an).
 Fig. 3. Das Pressen. Die Linke hält kräftig nieder, die Rechte zieht das Tuch um diese herum und unter ihr weg.
 Fig. 4. Wie das Blatt aus der Presse kommt.
 Fig. 5. u. 6. Zwei verschiedene Zusammenstellungen von Phantastebäumen.

Nun fehlte noch die Bekrönung des Baumes. Fritz hatte zu diesem Behufe Messingdraht, von der Stärke einer großen Stecknadel, in zwölf Stücke geschnitten, von denen jedes ungefähr 50 Ctm. lang war. Am oberen Ende eines jeden ward eine vergoldete Nuss angespießt und die ganze Länge desselben durch zugeschnittene und genarbte, den Lichtmanschetten ähnliche Sterne verziert. Diese wurden durch kurzgeschnittene Strohhalmsstücke von einander fern und in gleichen Abständen gehalten. Die so hergerichteten Drähte band man gleich einer Federkrone um die Spitze des Baumes und gruppirt unten zwischen dieselben noch eine Anzahl der obengenannten Blumenblätter.

„Aber sage mir nur, was du mit dem großen Klumpen Thon anfangen willst, der dort in der Schüssel liegt?“ fragte Karl.

„Das sollst du gleich sehen,“ lautete die Antwort. Fritz nahm ein Stückchen Thon von der Größe

einer Wallnuß in die Hand, formte eine Kugel und warf diese stark auf den Tisch, so daß eine Art flacher Halbkugel entstand. Dann drückte er mit einem Stäbchen rund um dieselbe leichte Furchen und oben etliche kleine Vertiefungen ein. „Ein Brod wäre fertig,“ sagte er vergnügt, langte dabei geschäftig nach einem zweiten Stück Thon und hatte bald eine ganz allerliebste Torte fertig. Karl begriff sehr schnell, um was es sich handle. Backwerk aller Art entstand unter den Händen der geschickten Knaben. Dasselbe ward alsdann flach auf ein Bretchen gelegt und zum Austrocknen oben auf den Ofen gestellt. Am anderen Tage ward es gemalt und ausgeputzt. Die braungemalten Brode lackirte man,



Einzelner Theil und Zusammenstellung der Krone.

ebenso wie die Semmeln u. s. w., mit leichtem Spirituslack. Die hellbraun gemalten Torten wurden mit Leim bestrichen und in weißen Sand gehüllt, aus dem sie prächtig verziert hervorkamen, Rosinen zauberte Karl mit schwarzen Farbpunkten hinein, und schuf auf gleiche Weise sogar Pflaumen- und Kirschfuchen. Eine kleine Kiste war dadurch, daß eine Seite entfernt worden, zur Ladenstube avancirt und von den Knaben mit gemustertem Papier austapeziert. Zum Fußboden erhielten sie Papier vom Händler, das wie Parquet aus sah. Kleine Regale und ein Ladentisch wurden aus Cigarrenkistenbedeckel hergestellt und sogar mit der Laubsäge Verzierungen angebracht. Auf Platten, runden und eckigen, von weißem Carton lagen dann die ganzen Herrlichkeiten einladend zum Verkaufe auf den weißgedeckten Tafeln und Regalen ausgebreitet. Derselbe Thon, aus welchem das Gebäck entstanden, mußte auch noch das Material zu einem neuen Kopfe für die alte Hexe hergeben.

„Der Bäckerladen wird ein Geschenk für Bruder Hans, und mit dem verschönerten Pfefferkuchenhäuschen will ich Lieschen überraschen —“ in diesem Augenblick hörte man laut lichernd das eben genannte glückliche Geschwisterpaar, für welches diese Schätze bestimmt waren, die Treppe herauf nach Bruder Fritzens Zimmer stürmen. „Halte die Thüre fest zu,“ rief Fritz. Karl folgte dem Rufe und sprang hastig zur Thüre; Fritz aber brachte seine Herrlichkeiten schnell hinter dem großen Kleiderschranke in Sicherheit.

Etwas für kleine Mädchenhände.

Von J. Goek.

Euch, ihr lieben Mägdelein, die ihr schon mit Nadel und Fingerhut, mit Scheere und Pinsel umzugehen wißt, ist es vielleicht lieb zu hören, wie man sich mit diesen Instrumenten und einigen bunten Seidenläppchen oder Papierstückchen in wenig Tagen eine ganz reizende Puppengesellschaft zusammenstellen kann. Ich selber that es, und habe über alles Erwarten viel Freude dadurch gehabt und bereitet.

Als nämlich voriges Jahr die schöne Weihnachtszeit nahte, lag ich fern von der Stadt in tiefer Waldeinsamkeit krank zu Bett, und war sehr traurig darüber, daß ich meinen kleinen Lieblingen nah und fern nicht, wie sonst, ein goldenes Bäumchen, ein silbernes Säumchen und ein rosiges Fläumchen bescheeren konnte; denn außer den oben genannten Instrumenten und einigen bunten Bändern und Seiden- oder Goldfäden war im ganzen Hause nichts für mich zu finden und doch — ein Weihnachtsfest ohne Puppen, das läßt sich ja gar nicht denken! Plötzlich aber fiel mein Auge auf ein Packet alter Modezeitungen, und weil ich ja ohnehin die vielen kleinen Aeffchen in diesen Modebildern gar nicht leiden kann, so schnitt ich — mir nichts, dir nichts! — alle die Kinderbilder rasch heraus, malte den hübschen, kleinen Köpfen Gesichter, saubere rothe Wäckchen und braune oder blonde Haare und ging dann an die Toilette.

Jetzt schnitt ich aus Seide, Seidenpapier oder kleingemustertem Rattun kleine Schürzen, Mieder,

Ueberwürfe, Hütchen und Mützen, die nun theils mit Gummilösung festgeklebt, oder auch da und dort in den Falten mit einem Stiche angeheftet oder durch eine kleine Stickerlei von Seide und Goldfäden zugleich geschmückt und befestigt wurden. Mit ganz schmalen Bändern oder ausgefranzten Streifen bunter Seide machte ich zuletzt noch Schleifen an Hüte und Gürtel oder Schürzen, und ein schwarzer Seidenfaden um den Hals vertrat das unentbehrliche Sammtband; das Medaillon wurde durch eine Goldperle oder ein Stückchen Schmelz hergestellt.

Zuletzt beklebte ich die Rückseite mit steifem grauem Papier, und traf durch einen Streifen Pappe Sorge, daß das Püppchen bequem stehen konnte. Oft ließ ich auch ganze Kindergruppen, wie sie die Modenzeiungen häufig bringen, beisammen stehen und benutzte auch den öfters recht netten Hintergrund von Bäumen; denn es ist noch ein ganz besonderes Vergnügen, diese Bäume theils auszumalen, theils mit etwas feinem Moos und zarter Birkenrinde zu bekleben.

Ganz zuletzt pappte ich aus einigen leichten Stäben, die ich mit weißem Tarlatan und rothen Schleifen dekorirte, auch noch eine kleine Bühne zusammen, und schon nach wenigen Tagen konnte mit mehr als sechzig Figuren in ländlichem und städtischem Putz, in Masken und fremden Trachten auf's lustigste Theater gespielt werden.

Traum und Wirklichkeit.

(Eine Jugenderinnerung.)

Von Friedrich Güll.

Heut Morgen welchen schönen Traum
Hab' ich so süß geträumet:
Ich sah den grünen Weihnachtsbaum,
Von Flittergold umsäumt.

Ein helles Licht am andern Licht
Und oben drauf den Engel,
Und an den Zweigen schwer und dicht
Confect und Zuckerengel.

Und auf den Tischen rings umher
Welch lustiges Gewimmel!
Da standen Trommel und Gewehr
Und ein gezähmter Schimmel.

Guckkasten auch und Regelbrett,
Dazu ein schmuck Theater. —
Auf einmal rüttelt mich im Bett
Mit lautem Ruf der Vater:

„Steh' auf, steh' auf, du fauler Knecht!
Willst gar den Tag verschlafen?
Und kommst du nicht zur Schule recht,
Der Lehrer wird dich strafen.“ —

Schlaftrunken noch fuhr ich empor,
Blingt' auf und sah mit Schrecken,
Wie hinter'm Spiegel guckt' hervor
Der dürre Haselsteden.



Winterlied.

Von

Hermann Kletke.

Illustration von Paul Thumann.

Rauhe Tage, frische Herzen!
 Ueberall an Thür und Haus
 Hängt der Frost die starren Kerzen —
 Ei, was macht ein Bub' sich drauß!

Rauhe Tage, frohe Kinder!
 Nur kein wimmernd Weh und Ach!
 Saust der Schneewind, nur geschwinder
 Saufen wir ihm munter nach.

Hei, das ist ein lustig Leben,
 Blinkt der Schnee und blizt das Eis;
 Hart gefroren, blank und eben
 Ist die Bahn, man fährt sich heiß.

Fest nur halt' dich, sieh, schon fliegen
 Wir im sturmgeschwinden Schritt.
 Selbst der Hofhund! Vor Vergnügen
 Bellt und läuft er wacker mit.

Hänschen will nicht.

Von Julius Sturm.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Hänschen, komm und spiel' mit mir,
 Sieh, dieß Püppchen schenk' ich dir!
 Hänschen zieht ein schief Gesicht,
 Wirft sich in die Brust und spricht:
 Deine Puppe mag ich nicht.

Hänschen, stink und schir mich ein,
 Gern will ich dein Pferdchen sein.
 Hänschen zieht ein schief Gesicht,
 Wirft sich in die Brust und spricht:
 Solch ein Pferdchen mag ich nicht.

Hänschen, komm mit in den Hag,
 Beerlein wachsen auf dem Schlag.
 Hänschen zieht ein schief Gesicht,
 Wirft sich in die Brust und spricht:
 Nach dem Hage geh' ich nicht.

Hänschen, spiele doch mit mir,
 Was du willst, spiel' ich mit dir.
 Hänschen zieht ein schief Gesicht,



Wirft sich in die Brust und spricht:
 Was ich will, das weiß ich nicht.



Von
Georg Scherer.

1.

Im Kopfe seht ihr's bligen,
Am Fuße fühl't ihr's sitzen;
An Pfauen seht ihr's wallen,
Auf Würfeln seht ihr's fallen;
Ihr seht an Strauch und Bäumen
Es jedes Frühjahr keimen.
Nun sagt, wer von euch allen
Kann das zusammen reimen?

2.

Mein Kopf ist klein,
Lang ist mein Bein,
Mein spit'ger Fuß
Macht oft Verdruß;
Ich diene den Damen,
Jedoch die Herrn
Entbehren mich gern.
Nun sag' den Namen!

3.

Ein Sämann schreitet durch das Land
Mit dunklem Mantel angethan,
Die Körner schüttelt vom Gewand
Er über Wald und Wiesenplan.
Doch sproffet weder Halm noch Frucht,
Wo er den schlimmen Samen streut —
Sein Fuß zertritt in wilder Flucht,
Was sich des jungen Lebens freut.

4.

Tag und Nacht ist es dir nah,
Aber niemals ist es da.
Denkst du: endlich hab' ich's heut!
Schlüpft es in ein fremdes Kleid,
Leih't dem Nachbar seines schnell,
Nückt ihn rasch an seine Stell'.

Und so necht's dich Tag für Tag;
Wie es nun wohl heißen mag?

5.

Mich trägt ein Baum
In fernem Land,
Doch bin ich kaum
Im engen Raum
Zu dir gesandt,
Berzupft zu Flaum
Mich deine Hand,
Webt, weiß wie Schaum,
Ein weich Gewand.

6.

Ich durstiger Becher
Krieg' nie genug;
Hab' weder Becher,
Noch Glas, noch Krug;
Hab' weder Arme,
Noch Fuß, noch Kopf —
Daß Gott erbarme!
Ich armer Tropf.
Kann Wasser vertragen
Und Wein und Bier,
Schluck's mit dem Magen
Gleich, denke dir!
Und hab' ich getrunken
Mich wacker voll,
So bin ich gesunken
Zu Boden toll.
Doch wenn du mir Schlucker
Nicht gönnest mein Glück,
Geb' auf einen Drucker
Ich Alles zurück.



von
Robert Löwike.

Geographische Räthselfragen.

I.
Welches Wort bedeutet ohne „3“ einen deutschen Fluß, mit „3“ eine Stadt am Rhein?

II.
Welches Wort bedeutet mit „C“ eine preussische Stadt an der Weichsel, ohne „C“ eine Stadt in Württemberg?

III.
Welcher Kaiser ist nicht in Verlegenheit, wenn er einen Bürger braucht?

IV.
Mit dem Endbuchstaben „a“ ist es eine deutsche Stadt, welche im fernen Nordosten liegt und nicht zum deutschen Reiche gehört. Mit dem Endbuchstaben „i“ ist es ein Berg in der Schweiz.
Wie heißen Stadt und Berg?

V.
Mit „P“ ist es der Name einer großen Hauptstadt. Ohne „P“ geben euch die übrigen, aber anders geordne-

ten Buchstaben den Namen eines Nebenflusses der Donau. Wie heißen Stadt und Fluß?

VI.
Es giebt eine kleine, aber sehr berühmte Insel im atlantischen Ocean, deren Namen man aus „Thal“ und „Seen“ zusammensetzen kann, wenn man die Buchstaben dieser beiden Wörter zusammenstellt und anders ordnet.
Wie heißt diese Insel?

VII.
Wenn man die Buchstaben der beiden Wörter „Arme Ida“ zusammensetzt und anders ordnet, so kann man den Namen einer bekannten Insel des atlantischen Oceans erhalten.
Wie heißt diese Insel?

VIII.
Aus den Buchstaben, welche das Wort „Ohren“ bilden, kann man den Namen eines bedeutenden französischen Flusses zusammensetzen.
Wie heißt dieser Fluß?



Auflösung der Räthsel in vorigem Heft.

I. Räthsel von Georg Scherer.

- | | | | |
|------------------------------|-----------------------|--------------|------------------|
| 1. Die Körner in den Aehren. | 2. Das Spinnengewebe. | 3. Das Hemd. | 4. Der Fisch |
| im Fluß. | 5. Die Hagebutte. | 6. Der Keif. | 7. Der Mohntopf. |
| | 9. Das Nashorn. | | 8. Der Wein. |

Anflösung der Knackmandeln in vorigem Hest.

- | | |
|--|--|
| <p>I.
Die zuerst gedachte Zahl heißt 64.</p> <p>II.
Die gesuchte Zahl heißt 28.</p> <p>III.
24 verschiedene Zahlen kann man zusammen setzen.</p> | <p>IV.
Das Liter Wein kostet 20 Groschen, das größere Faß 4 Thaler 20 Groschen, das kleinere 3 Thaler 10 Groschen.</p> <p>V.
Die Fahrt wollten ursprünglich 51 Erwachsene und 38 Kinder mitmachen.</p> |
|--|--|

Der kleine Schulmeister.

Von

Rudolph Löwenstein.

Original-Zeichnung von Hugo Bürkner.



Aufgepaßt und hingesezt!
Hände hübsch gefaltet!
Daß ihr mir — ich rath' euch — jetzt
Eure Schnäbel haltet!

Liese, wenn du nicht bald schweigst,
Zupf ich dich am Oehrchen.
Karl, wenn du dich vorlaut zeigst,
Zeig' ich dir das Röhrchen.

Wer da auf dem letzten Sig
Wackelt mit dem Kopfe?

Irr' ich nicht, so ist's der Fritz! —
Gleich giebt's Fingerklopfe.

Wenn du nicht zur Tafel guckst —
Wehe dir! — ich stecke
Dich und Jeden, der noch mußt,
Drüben in die Ecke.

So! nun melde Jeder sich
Gleich bei seinem Namen!
Denn beginnen feierlich
Soll jetzt mein Examen.